

ST. VITHER ZEITUNG



Die St. Vither Zeitung erscheint dreimal wöchentlich und zwar dienstags, donnerstags und samstags mit den Beilagen Sport und Spiel, Frau und Familie und Der

Telefon St. Vith Nr 193

praktische Landwirt. Druck u. Verlag: M. Doeppen-Beretz, St. Vith, Hauptstr. 58 u Malmeyerstr. 19 - H.R. Verviers 29259. Postscheckk. 58995 - Einzelnummer 2 Fr.

Nummer 23

St. Vith, Donnerstag, 25. Febr. 1960

6. Jahrgang

Nach der Brüsseler Konferenz

BRUESSEL In allgemeiner Zufriedenheit ging in Brüssel die Runderkunft über Belgisch-Kongo zu Ende, welche in Beratung von einem Monat Dauer das Datum der Unabhängigkeit des Kongos auf den 30. Juni dieses Jahres festgelegt hat. Die Delegierten des Kongos und die Vertreter der Regierung des Parlaments schieden mit dem Ergebnis ebenso zufrieden zu sein wie die Mitglieder der Regierung.

Die Führer des kongolischen Parlaments drückten Belgien nach-einander in Reden ihre Sympathie aus. Zum ersten Mal sei es zu einem offenem und ehrlichen Gespräch mit Belgien gekommen. Sogar Patrice Lumumba, der erst vor einem Monat das Gefängnis verließ, betonte, daß freundschaft-

liche und sogar brüderliche Bande zwischen Belgien und dem Kongo unerlässlich seien.

Senator Henri Rollin machte den Vertretern des Kongos ihre Verantwortung bewußt und versicherte, Belgien werde sich immer um sie sorgen. Diese Rede wurde sehr positiv aufgenommen.

Kongominister Auguste de Schryver hat seine beunruhigten Landsleute in einem leidenschaftlichen Appell aufgefordert, die neue Lage im Kongo zu akzeptieren.

Der König empfing in seinem Schloß in Brüssel die Teilnehmer an der belgisch-kongolischen Konferenz. Die Präsidenten der beiden belgischen Kammern, die Regierungsmitglieder und die Mitglieder des Privatkabinetts des Königs nahmen an dem Empfang teil.

Wird Chessman doch hingerichtet?

SAN FRANCISCO - In Kalifornien hat der Beschluß des Gouverneurs die Chessman-Angelegenheit auszunutzen, um das Problem der Aufhebung der Todesstrafe in seinem Staat aufzuwerfen, heftige politische Reaktionen hervorgerufen.

Der Gouverneur gab bekannt, daß er die Gesetzgebende Versammlung Kaliforniens ersuchen würde, zu einer Gesetzesvorlage Stellung zu nehmen, die die Aufhebung der Todesstrafe vorsieht.

Acht mal im Laufe von zwanzig Jahren ist ein solcher Gesetzesvorschlag in Kalifornien abgelehnt worden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das jetzt abermals der Fall sein wird, und zwar trotz der Erregung, die aufgrund der

Chessman-Affäre in der ganzen Welt entstand. In Sacramento, der Hauptstadt Kaliforniens, nimmt man an, daß die Mehrheit der Gesetzgebenden Versammlung gegen die Aufhebung der Todesstrafe Stellung nehmen wird... Sogar Parlamentarier, die bisher für die Aufhebung der Todesstrafe Stellung genommen hatten, haben erklärt, daß sie den Gouverneur nicht unterstützen würden, wenn Chessman der Hinrichtung entgehen sollte. Zwei Abgeordnete aus Los Angeles, die früher für die Aufhebung der Todesstrafe gestimmt hatten, haben erklärt, daß sie jetzt wegen der Chessman-Affäre für die Aufrechterhaltung der Todesstrafe wären...

Vizepräsident Richard Nixon, ein Bürger Kaliforniens, ist der Auffassung, daß die Todesstrafe „in extremen Fällen, in denen nichts anderes einen Verbrecher abschrecken kann, aufrechterhalten werden müßte.“

Gouverneur Brown jedoch bleibt bei seiner Auffassung: „Ich hoffe“, so erklärte er, „daß die Gesetzgebende Versammlung die Todesstrafe aufheben wird“. Aber der Gouverneur ist machtlos, wenn die Gesetzgebende Versammlung eine andere Entscheidung trifft.

Chessman hat also nur einen Aufschub erhalten, und wenn die Todesstrafe beibehalten wird, wird Chessman „gemäß dem Gesetz hingerichtet werden“, wie Gouverneur Brown erklärte.

Eine Strohpuppe, die Gouverneur

Edmund Brown darstellte, wurde vor dem Gericht der Grafschaft Stanislaus in Modesto (Kalifornien) aufgehängt. Auf der Brust trug die Strohpuppe ein Schild mit dem Namen des Gouverneurs von Kalifornien und unter einem Arm eine Nummer der Zeitung „San Francisco Chronicle“ vom vergangenen Freitag, in welcher der Beschluß des Gouverneurs zugunsten Chessmans mitgeteilt worden war. Von den Tätern fehlt jede Spur.

Ursache der Katastrophe von Fréjus: Brüchiger Gneis

PARIS. Die Ursache der Katastrophe von Fréjus, die am 2. Dezember 1959 über 500 Menschen das Leben kostete, ist das Nachgeben des Gneisfelsens, auf dem sich der linke Flügel des Staudammes von Malpasset stützte. Zu dieser Schlussfolgerung gelangt, der Pariser Abendzeitung „Paris-Presse“ zufolge, der Vorbericht des von der französischen Regierung aus Hydrologen, Geologen, Physikern und Bautechnikern gebildeten Untersuchungsausschusses.

Die Gründe, mit denen das Nachgeben des Gneisfelsens in dem Bericht erklärt werden, seien für alle Staudamm-Konstrukturen, die bisher Gneis für ein „sicheres“ Gestein hielten, von höchstem Interesse. In dem Expertenbericht werde nämlich festgestellt, daß unter gewissen außerordentlichen Einwirkungen, wie den ununterbrochenen starken Regenfällen, die vom 27. November bis 2. Dezember über Südostfrankreich niedergingen, Gneis sehr rasch „altern“ und besonders brüchig werden könne.

Mit der Feststellung der „Entartung“ eines Gneisfelsens sei, so schließt „Paris-Presse“ die Untersuchung der Katastrophe von Fréjus zwar noch nicht vollständig abgeschlossen, doch scheint bereits festzustehen, daß der Ausbruch des Staudammbruchs an sich keine Schuld am Dammbau zugeschrieben werden könne.

Wirtschaftunion in Südostasien?

HELSINKI - Geheimkonferenzen, Andeutungen sind die Hauptbestandteile eines Schachspiels, das in den Außenministerien von acht südostasiatischen Hauptstädten gespielt wird. Zweck dieses „Turniers“ ist die Bildung einer „Wirtschaftsunion“ die vielleicht im Verlauf einiger weniger Jahre zu einem asiatischen Freihandelsgebiet mit einem gemeinsamen Markt für über 170 Millionen Menschen werden könnte.

Nadern die südostasiatischen Nachbarn Japans die Regierung in Tokio haben wissen lassen, daß sie sich keinesfalls an einem derartigen Block mit dem Industrieriesen Japan an der Spitze beteiligen, operiert Tokio völlig auf eigene Hand. Die japanische Industrie ist für die Nachbarländer zu schlagkräftig. In diesem Punkt herrscht bei den Südoststaaten Einigkeit; in dem anderen Punkt im Zuge dieser Unions-Diskussionen besteht jedoch trotz der offiziellen Absage an die Tokioer Regierung kaum zu überbietende Uneinigkeit.

In drei konkrete Punkte zusammen gefaßt bestehen heute unter den Regierungen der südostasiatischen Staaten folgende Absichten:

1. Uerst Bildung einer „kulturellen, ökonomischen und technologischen Union“, die jedoch derart organisiert werden soll, das sie später in eine Zollunion bzw. ein asiatisches Freihandelsgebiet umgebildet werden kann.

2. Nach dem Vorschlag des Ministerpräsidenten der Malayaföderation, Tengku Abdul Rahman soll dieses „Union“ folgende acht südostasiatische Länder umfassen (Bevölkerungsziffern in Millionen): Malayaföderation (7), Philippinen (22), Thailand (21), Indonesien (80), Burma (20), Südvietnam (13), Kambodja (4) und Laos (2)

3. Im Laufe des Jahres 1960 soll eine Gipfelkonferenz stattfinden, an der sich die Regierungschefs der acht erwähnten Länder beteiligen sollen. Thailand hatte bereits als Termin für diese Konferenz den Februar vorgeschlagen; nachdem aber diese Frist nach Auflassung der südostasiatischen Länder zu kurz ist, wird angenommen, daß vor dem Herbst mit dieser Gipfelkonferenz nicht zu rechnen ist.

Union mit festen Institutionen wünschen die einen...

Die Initiative zu den Unions-Diskussionen ergriff der Ministerpräsident der Malayaföderation anläßlich eines Besuches im Januar 1959 auf den Philippinen. Der Außenminister der Philippinen, Serrano erklärte am 27. Mai und 23. Juni vorigen Jahres, daß sein Land

mit diesem Vorschlag einverstanden sei; gleichzeitig gab Serrano einen Vertragsvorschlag der Manila-Regierung bekannt, der in multilateraler Form die Tätigkeit der Union regelt.

Im Anschluß wurden die Regierungen in Bangkok und Djakarta von diesen Unions-Plänen verständigt. Und dann begann das große Feuerwerk, nachdem keine der berührten Regierungen mit dem Vertragstext der Philippinen, der auch heute noch streng geheim ist, einverstanden war.

Der Kern dieses ganzen Unions-Gedankens kommt in dem Artikel III dieses Entwurfs zum Ausdruck, in dem die Philippinen den Mitgliedsländern vorschlagen, „ihren sozialen und ökonomischen Wohlstand durch ein Ausnutzen der Naturreichtümer (der Mitgliedstaaten), die Entwicklung der Landwirtschaft und der Industriezweige sowie durch einen erweiterten Handel und einen damit verbundenen gesteigerten Lebensstandard zu fördern“. Weiter schlug Manila das Einsetzen eines Ministerrats vor, der zweimal im Jahr zusammenzutreten muß; schließlich wurde auch noch die Einrichtung eines permanenten Sekretariats vorgesehen.

... ohne Protokolle und verriegelte Türen die anderen.

Während die Philippinen somit eine Union in einem festen Rahmen anstreben, fordert Thailand eine „rein praktische und informelle Organisation“ ohne bindende Dokumente, ohne Protokolle und verriegelte Türen.

Grubenexplosion in Zwickau

106 Bergleute eingeschlossen - Bisher 17 Tote geborgen
Wenig Hoffnung für die anderen

ZWICKAU. Im Steinkohlenbergwerk „Karl Marx“ in Zwickau in der Sowjetzone ereignete sich am Montag aus bisher unbekanntem Gründen eine Explosion. Insgesamt wurden über 100 Bergleute im Schacht eingeschlossen, von denen 51 teilweise verletzt, gerettet werden konnten. Bis Mittwoch morgen konnten 17 Bergarbeiter tot geborgen werden. Wie mitgeteilt wird, besteht nur mehr sehr geringe Hoffnung die noch verbleibenden 100 eingeschlossenen lebend zu retten.

Die Explosion ereignete sich gegen 20 Uhr. Die zur Schicht eingefahrenen Kumpel wurden von dem sofort ausbrechenden Brand über acht. Der örtliche Grubenrettungsdienst wurde sofort eingesetzt und im Verlaufe des Tages den gesamten Grubenrettungsdienst der Sowjetzone verstärkt. Einer der Überlebenden erklärte

er sei von der Explosion 10 Meter weit geschleudert worden, „die anderen flogen an mir vorbei wie Raketen“ fügte er hinzu.

Der Grubenrettungsdienst aus der Bundesrepublik hat seine Hilfe angeboten. Insbesondere hat sich die Zentrale in Essen bereit erklärt eine Spezialistengruppe nach Zwickau zu entsenden. Bisher ist nicht bekannt, ob dieses Angebot angenommen wurde.

Die „Karl Marx“-Zeche wurde im Jahre 1945 in Betrieb genommen. Nichtoffiziellen Berichten zufolge seien die Schächte mit recht primitiven Mitteln gebaut worden. Um den Anforderungen des „Fünfjahres-“ und später des Siebenjahresplanes gerecht zu werden, habe die Produktion mit erheblicher Geschwindigkeit vorangetrieben werden müssen, sodaß es nicht möglich gewesen sei, alle Sicherheitsvorkehrungen zu treffen.

Kanza aus der Abako ausgeschlossen

LEOPOLDVILLE. Die am 1. Februar provisorisch gegen den Vize-Generalpräsidenten Daniel Kanza ausgesprochene Ausschließung aus der Abako wurde nunmehr in einem offiziellen Kommuniqué dieser Partei bestätigt. Außerdem wurden zwei weitere Funktionäre, die an der Konferenz am runden Tisch als Vertreter der Partei teilgenommen hatten, ihres Postens entoben.

Eisenhower in Brasilien

BRASILIA. Präsident Eisenhower hat seine Südamerikareise angetreten. Sein erstes Ziel war Portorico, wo er von mehreren Tausend Protocanern begeistert empfangen wurde. Am Dienstag ist er in der künftigen Hauptstadt Brasiliens, Brasilia, eingetroffen. Staatschef Kubitschek, einer der Hauptverfechter der „panamerikanischen Operation“ erklärte, diese Aktion stelle einen Aufruf an die Vernunft und nicht an die Freigebigkeit dar. Eisenhower ist dann nach Rio de Janeiro weitergefliegen. Die begei-

sterte Menschenmenge durchbrach die Absperrungen und der Wagen des Präsidenten konnte sich nur mit Mühe einen Weg bahnen.

Währenddessen fanden in Argentinien USA-feindliche Kundgebungen der sozialistischen Partei statt, in deren Verlauf zwei amerikanische Fahnen öffentlich verbrannt wurden. Die Kundgebung konnte schnell von der Polizei beendet werden. Auch in Chile fanden ähnliche Manifestationen statt, diesmal von den Kommunisten organisiert.

Freudiges Ereignis am japanischen Kaiserhof

TOKIO. Kronprinzessin Michiko hat am Dienstag einem Knaben das Leben geschenkt. In einem Kommuniqué des Kaiserhofes heißt es, daß Mutter und Kind wohl auf sind. In der Erbfolge des 2.600 Jahre alten Chrysanthem-Geschlechts steht der junge Prinz an zweiter Stelle, nach seinem Vater, dem Kronprinzen Akihito.

Die Neuigkeit wurde sofort dem Kronprinzen, dem Kaiser Hiro-Hito der Kaiserin Nagako und dem Vater der Prinzessin Michiko mitge-

teilt. Nach altem japanischem Brauch erwarteten diese die Bekanntgebung des freudigen Ereignisses in ihren Residenzen. Der junge Prinz erhält erst am 29. Februar einen Namen. Bis dahin wird er „Schinno“ d.h. kaiserlicher Prinz genannt.

Unter den zahlreichen Glückwünschen befindet sich auch der des belgischen Geschäftsträgers in Tokio, Fontaine, der sich ins japanische Außenministerium begeben hat, um die Gratulationen der belgischen Regierung zu übermitteln.



Karnevalistisches !!

Der diesjährige St.Vither Karnevalszug

Kanalarbeiten machten neue Formel erforderlich

ST.VITH. Hand in Hand arbeiten auch dieses Jahr wieder Gesellschaften und Vereine am Karnevalszug zusammen. Lange war wegen der Kanalarbeiten und den sich daraus ergebenden Straßenverhältnissen überlegt und geplant worden, wie man diesen Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen könne und trotzdem einen seiner Vorgänger würdigen Zug veranstalten könne. Es war von vorne herein klar, daß es unmöglich ist, mit den schweren, von Traktoren oder Pferden gezogenen Prunkwagen heil durch die durchlöchernten Straßen zu gelangen. Man mußte sich schließlich auf eine besondere Formel für dieses Jahr und zwar soll der Zug aus lauter Fußgruppen und kleineren Wagen zusammengesetzt werden. In bunten (aber trotzdem geordneten) Reihenfolge wird am kommenden Sonntag ein Zug durch St.Vith ziehen, der wohl der längste bisher dagewesene sein wird. Nicht nur alle Vereine haben sich bereit erklärt, mitzumachen, auch viele Private- und Kindergruppen sind emsig damit beschäftigt letzte Hand an Kostümierung und Ausstattung ihrer Gruppen zu legen. Der Zug wird vornehmlich auf das Spassige und Ulkige zugeschnitten. Daneben finden wir aber auch prächtige Kostüme und natürlich die der Stimmung förderlichen Musikvereine, Publikum und Mitwirkende werden sich sozusagen auf der gleichen Ebene befinden und es ist dafür gesorgt, daß der notwendige närrische Kontakt zwischen beiden besonders innig hergestellt wird und nicht abbricht. Die Zuschauer werden bestimmt auch bei Kälte nicht zum Frieren kommen.

Die genaue Zugordnung steht noch nicht fest, weil sich täglich noch neue Gruppen melden, deren Anzahl die 40 erreicht hat. Wir wollen also dieses Jahr aus der Not eine Tugend machen und einmal einen Straßenkarneval feiern, wie er im Buche steht. Keine prächtigen Kostüme werden von hohen und

gravitätischen Prunkwagen herab grüßen, sondern sorgfältig vorbereitete Narrengruppen werden sich unter das Volk mischen. An Ideen hat es wahrlich nicht gemangelt und daß die St.Vither es fertig bekommen diese Ideen „narrensicher“ auszuführen, dürfte wohl außer Zweifel stehen. Narren, die man jahre- oder jahrzehntelang nicht mehr im Zuge gesehen hat, sind wieder mit dabei, und zwar mit restloser Begeisterung.

Motorisiert sind selbstverständlich Se. Tollität Peter III. und der Kinderprinz. Prinzen- und Funkenkardener warten feierhaft auf ihren großen Tag.

Im Zeichen des Humors und toller Neckereien wird sich der Zug wie eine Springflut durch die Straßen der Stadt wälzen, Griesgram, Kummer und Nörgelei mit sich fortschleppen und den Triumph des Narrentums errichten.

Zugordnung und -route geben wir in der Samstagsausgabe dieser Zeitung bekannt. Alles deutet darauf hin, daß es wieder eine tolle und närrische Fastnacht mit einem sehenswerten, schönen und besonders humorvollen Zug gibt.

Der Kladderadaatsch

Ist dieses Jahr besonders inhaltsvoll. Entweder haben sich die St.Vither im vergangenen Jahre mehr Witze geleistet als sonst, oder aber sind sie besser gesammelt worden. Die Zahl der Witze hat sich fast verdoppelt. Ein Grund mehr, sich früh genug am Sonntag morgen das Organ der Narretei zu sichern.

Das belgische Fernsehen

hat offiziell seine Anwesenheit am kommenden Sonntag zugesagt und wird eine ausführliche Reportage über Zug und Narren bringen. Natürlich wird auch der deutschsprachige Rundfunk vertreten sein.

Für die Kindergruppen

ST.VITH. Zahlreiche Kindergruppen haben sich bereits gemeldet, diejenigen die es noch nicht getan haben, werden gebeten dies unverzüglich nachzuholen und sich bei Herrn H. Zinnen, Schulstraße zu melden, damit die Zugordnung abgeschlossen werden kann. Das gleiche gilt für die Privatgruppen.

Alle am Zuge teilnehmenden Kinder werden nach dem Zuge im Rahmen eines gemütlichen (Alkoholfreien) Beisammenseins als Belohnung für ihr Mitwirken beschert.

Prinz Hans II. regiert in Eupen

EUPEN. Acht Tage vor dem Karneval hat sich die Reihe der närrischen Herrscher mit der Proklamation des Eupener Prinzen Hans II. vervollständigt. Hans Lennertz ist von Beruf Elektromonteur. Er gehört keiner der großen Eupener Karnevalsgesellschaften an, ist aber Präsident des Trommler- und Pfeiferkorps. Ein charmanter, schöner und sprachgewandter Prinz, sodaß Sitzungsleiter Hans Marquet sagen konnte: „Wir hatten Prinz Joseph den Redner, jetzt bekommen wir Prinz Hans den Sprecher“.

Wir wollen keinen ins Einzelne gehenden Bericht von der großartig aufgezogenen Proklamation bringen, sondern die Eindrücke schildern, die sich einem St.Vither Karnevalisten aufdrängen. Was ganz besonders beeindruckt ist das überaus farbenprächtige Bühnenbild, die Vielfalt und Anzahl der Uniformierten. Ein solcher Einmarsch ist sehr imposant und wirkt nicht nur karnevalistisch sondern auch vornehm. Es ist eine wahre Schau. Dies ist bei uns schon allein aus dem Grunde unmöglich, daß die Einwohnerzahl unserer Stadt nur ein Sechstel der von Eupen beträgt und wir beim besten Willen nicht soviel aktive Karnevalisten hervorbringen können.

Auffallend ist auch, daß die Proklamation während der Kappensitzung erfolgt, diese also sozusagen in zwei Hälften teilt. Zunächst schien uns dies gewagt, dann aber gerechtfertigt durch die außergewöhnliche Länge der Abschieds- und Proklamationszeremonien, ein Zeremoniell, das wohl seine Gründe in der Tradition haben mag. Reden, Vorstellungen, Gratulationen und Geschenküberreichungen nehmen hier so große Proportionen an, daß das Publikum

Einige wichtige Hinweise

ST.VITH. Aus maßgebender Quelle werden wir gebeten, auf einige wichtige gesetzliche Bestimmungen hinzuweisen. So sei daran erinnert, daß jeder, der ausländisches Personal beschäftigt (Musik, Bedienung und so weiter) hierfür die Erlaubnis der zuständigen Dienststelle benötigt. Diese Vorschrift ist allgemein bekannt.

Weniger bekannt dürfte sein, daß weibliches Personal unter 21 Jahren nicht nach abends 10 Uhr in den Gaststätten, Hotels usw. bedient werden darf. Diese Bestimmung wird sehr strikte durchgeführt. Weibliches Personal über 21 Jahren darf auch nur bis 12 Uhr nachts beschäftigt werden. Von dieser Bestimmung ist nur eine Ausnahme gestattet und zwar kann der Arbeitgeber für das gewöhnlich ihm beschäftigte Personal für sieben Tage im Jahre eine Ausnahme erlangen. Er muß jedoch mindestens 48 Stunden im voraus den Sozialinspektor, Distrikthauptmann du College 39 in Verviers hiervon informieren.

Erhöhung des Familienurlaubsgeldes

ST.VITH. Das Staatsblatt vom 2. Februar 1960 veröffentlichte einen Kgl. Erlaß vom 1. Februar 1960 bezüglich des Familienurlaubsgeldes. Bekanntlich zahlen die Urlaubskassen das gewöhnliche Urlaubsgeld aus (für Angestellte wird dies vom Arbeitgeber bezahlt) und außerdem die Kinderzulagekassen ein zusätzliches Familienurlaubsgeld. Letzteres ist nunmehr erhöht worden und beläuft sich auf 1 Zwölftel der im Jahre 1959 ausgezahlten Familienzulagen.

Die Herren von Schön

Die nächste Fortsetzung des Abdruckes dieses Werkes erfolgt in der Donnerstagsausgabe kommenden Woche.

Ziehung der Wiederaufbau-Anleihe

ST.VITH. Bei der 511. Ziehung der Wiederaufbau-Anleihe (3. Abschnitt) kamen folgende Gewinne heraus:

- Serie 7.767 Nr. 746 1 Million
- Serie 9.671 Nr. 351 500 000

Die anderen Obligationen der Serien werden a pari zurückgezahlt.

Tüchtiger, selbständiger MECHANIKER für Volkswagen-Garage gesucht. Martin Biver, Weidingen/Wilt, Tel. 148 (Luxemburg).

Dringend Vertrauensperson ges. z. Pflege v. Säugling u. Hausarb., Zeugn. gefr. - Pasco, 48 Rue Vandeweyer, Brüssel.

Suche französischsprachiges KINDERMÄDCHEN Vlieracker, 13, Rue Thed. Verhaegen, Brüssel. Tel. 37.549.

1960 - Karmel Bü

Einteilung für die Fra

Montag, den 28. Februar : 9 bis 11 Uhr: Nachbarschaft und freiwillige Beterinnen, 1 bis 3 Uhr: Faymonville, Weismes mit enoten, 3 bis 5 Uhr: Nidrum, 5 bis 7 Uhr: Elsenborn

Montag, den 29. Februar : 9 bis 11 Uhr: Büllingen, 1 bis 3 Uhr: Schoppen, I. Scheid, Hünningen und Wi, 3 bis 5 Uhr: Heppenbach, 5 bis 7 Uhr: Weywertz

Montag, den 1. März : 9 bis 11 Uhr: Büllingen, 1 bis 3 Uhr: Amel, Deid, Everode, Mirfeld und Rinder

Montag, den 2. März : 9 bis 11 Uhr: Montena, E, 1 bis 3 Uhr: Ivelzingen und I, 5 bis 7 Uhr: Honsfeld, Rindern

MARKTBERICHTE

Viehmarkt in Weismes

SMES. Der Markt vom 1. genen Dienstag war gut besetzt, es wurde verhältnismäßig gehandelt, 255 Stück Rindvieh aufgetrieben. Es wurden folgende Preise für Maßkühe, junge S und Rinder guter Qualität erzielt, während für das weniger Vieh nicht leicht Käufer gefunden wurden:

- Maßkühe: Hochtragende Kühe 10 bis 14.500 Fr.; hochtragende Rinder 10 bis 13.000 Fr.; gute Milch Kühe 12.000 Fr.; Maßkühe 7 bis 12.000 Fr.; Rinder von 4 bis 12 Monaten 4.500 Fr.; sechs Monate alte Rinder 4 bis 8 10 bis 12 Monate 4.500 bis 10.000 Fr.; Stiere von 12 Monaten 4.500 bis 10.000 bis 18 Monate alte Stiere 8 bis 12.500 Fr.

Auf dem Schweinemarkt wurden 55 Tiere zum Verkauf angeboten. Die Preise sind leicht gefallen, 6 bis 8 Wochen alte Schweine kosten 550 bis 700 Fr.

Gefunden

ENDERFELD. Zwei Brillen verloren, die auf der Gemäldeverwaltung Manderfeld abgeholt werden können.

Die Tränen der Maria vom Raine

Roman von Marie Oberparleitner
Der Zeitungsroman AF (Zsh. A Sieber)

Maria warf einen schnellen Blick zur Seite; als sie aber sah, daß sie den Eingang zur Treppe nimmer erreichen konnte, weil sie ihr schleppendes, nasses Reitkleid am schnellen Ausschreiten hinderte, da zog sie sich Schritt für Schritt rücklings bis an das Gitter heran, um wenigstens rückenfrei zu sein, und sich daran lehnd, hob sie ihre Arme schützend vor ihr Antlitz und bot sich unbeweglich dem Wurf der Kinder dar. Wie spitze Nadelstiche traf es ihren Körper, und mehr als einmal grub sie die Zähne tief in die Lippe, damit kein Schmerzenslaut sich ihr entreihe.

Da hatte plötzlich ein Junge einen großen Stein erblickt. Mit einem Freudenstrei sprang er darauf zu, ein Schwung, ein Jauchzen und im kräftigen Wurf fiel der Stein schwer zu Boden, knapp zu den Füßen Marias, ihre feinen Knöchel mit seinen scharfen Kanten berührend. Daß er sein Ziel nicht besser getroffen hatte, verursachte eine starke Männerhand, die den Arm des werfenden Knaben jäh zur Seite geschleudert hatte. Nun drängte sich die hohe Gestalt Dr.

Seehofers durch die dicke Mauer der Gaffenden.

„Platz da! Und weg, ihr Mordgesindel, elendes, wer hat euch solche Zucht gelehrt? Und die Mütter stehen ruhig dabei und ergötzen sich an der Heldentat, ein wehrloses Geschöpf zu Tode zu hetzen. Aber wartet, wir sprechen uns noch anders, ihr herzlose Bande! Jetzt will ich vorerst sehen, wer eurer wehrlosen Verfolgung ausgesetzt war!“

Maria vom Raine war bei der zornbelebenden Stimme jäh zusammengezuckt. Jetzt ließ sie langsam ihre Arme sinken und sah den Sprecher mit großen Blicken an.

„Nicht doch, Herr Doktor Seehofer, die Kinder der Hörigen haben ihre Herrin nur den Willkommenruß geboten, da ich mich einige Schritte von meinem Gitter entfernte.“

Doktor Seehofer hatte den ärgsten Missetäter beim Kragen gehalten und ihn halb in der Luft derb geschüttelt, so daß dem Buchen beinahe die Sinne vergingen und seine Gesichtsfarbe bedenklich ins Blaue spielte. Als er aber Ma-

ria vom Raine erblickte, ließ er erschrocken den Knaben los, der eilig von dannen laufen wollte, aber statt dessen direkt in die strahlende Arme Ingenieurs Heltz rann, der mit Ausdauer und kräftigen Ausdrücken seines Strafamtes waltete.

Rudolf Seehofer aber stand in tiefer Erstarrung von der bebenden Mädchengestalt regungslos, nur seine Augen spiegelten die tiefe Erregung seines Innern wider.

„Maria vom Raine“, murmelte er tonlos.

Sie nickte leicht mit dem Haupt.

„Ja, Maria vom Raine war so töricht, den Worten eines Mannes Glauben zu schenken, der seine Heimatgenossen als verkannt und ungerecht verurteilt hinstellte. Nun hat mich die Gegenwart eines besseren belehrt.“

Da senkte er beschämt seinen Blick vor ihren fordernden Augen.

„Daß es so ist, gnädiges Fräulein, beschämt mich tief; nehmen Sie wenigstens die Versicherung entgegen, daß die heutige Untat schwer geahndet werden soll. Mein Wort darauf!“

„Versprechen Sie nicht zu viel, Herr Doktor Seehofer, auf daß Sie nicht auch hierin als besiegt das Feld räumen müssen. Der Haß gegen uns sitzt in diesen starkköpfigen Bauern tief, da er stündlich von unserem ärgsten Feind geschürt wird. Die Leute werden buchstäblich gegen uns gehetzt, ich weiß es - und dieser Hetzer heißt Seehofer und ist ihr Vater!“

Der junge Arzt verzog finster die Brauen zusammen.

„Und sei es wie immer, es wird

mich nicht abhalten, für die Gerechtigkeit mit meinen ganzen Kräften einzutreten, selbst wenn es sein muß, gegen meinen eignen Vater! Ich werde hier in Jahr und Tag Wandel schaffen, dafür verbürge ich mich!“

Ueber ihr blasses Antlitz glitt der kalte, spöttische Zug.

„Dann Glück auf zu dieser Sisyphusarbeit. Sie werden mir aber erlauben, nach meinem heutigen Erfahrungen Zweifel zu hegen.“

Ein Frösteln durchzog plötzlich ihren Körper, sie richtete sich höher auf und zog die schweren Falten ihres schleppenden Kleides erschauernd an sich. Da gewahrte er erst jetzt, daß der schwere Stoff vor Nässe triefte. Erschrockt trat er näher an sie heran.

„Um Gott, gnädiges Fräulein, man hat Sie doch nicht ins Wasser gestoßen?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

Beruhigen Sie sich, so schlimm war der Tanz denn doch nicht obzwar das vielleicht meinen Hörigen ganz lieb gewesen wäre. Ich hatte nur so plötzlich eine Anwendung zum Menschenfreund, wollte mir eine Rettungsmedaille verdienen, und die Mütter sind mir ihren Dank dafür nicht schuldig geblieben! Sie haben ja doch selbst ihre aufmunternden Zurufe an die unternehmende Jugend gehört. Ich mußte schließlich noch froh sein, daß sie das Lynchamt den schwachen Händen ihrer Kinder allein überließen. Ein Recht zur Selbstzucht hatten sie ja, da sie mich für den Unfall des Kindes verantwortlich machten. Mich aber hat dieser Vorfal auf lange Zeit hinaus von jedem

warmherzigen Unternehmen geheilt!“

Sie neigte flüchtig das Haupt und schritt mit kurzen, langsamen Tritten der Gittertüre zu. Ein heftiger Schmerz wühlte in dem Fuß, der die schwere Stein gestreift, doch sie preßte die Lippen fest zusammen und nur die Blässe vertiefte sich in ihrem Antlitz. Hinter der Gittertüre bog sie sich noch einmal leicht zurück.

„Und noch eins, Herr Doktor! Wenn Sie heute mit Ihrem Vater Rücksprache nehmen, so können Sie ihm sogleich künden, daß ich von nun an öfter die Grenze meines Besitzes überschreiten werde. Ich habe heute einsehen gelernt, daß es nicht gut ist, sich so völlig von der Außenwelt abzuschließen, die Hörigen vergessen da lassen, daß sie ihre Herrin vor sich haben. Für jede weitere Ausschreitung der Dörfler aber mache ich Ihren Vater persönlich verantwortlich. Ich ist der Vorsteher des Ortes, er ist für die persönliche Sicherheit hier zu haften. Dies mögen Sie künden!“

In ihrem Blick, der scharf in dem seinen lag, loderte es einen Augenblick kalt auf, dann wandte sie das Haupt und sich schwer auf das Geländer stützend, stieg sie langsam die steinernden Stufen empor.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung betrat sie oben die Plattform und ruhte ein wenig aus, um dem heftig schmerzenden Fuß Erholung zu gönnen. Unterlag die grüne Rasenfläche nun wieder einsam da; der schwatzende und johlende Schwarm hatte geduckt verzogen, nur zwei jugendkräftige schlanke Männer

standen wie aus Stein. Die Posten vor der geöffneten Tür und waren ihr mit dem Kopf gefolgt. Da warf Maria die in finsterem Trotz ihr blickende Haupt zurück und durchschlug den schattigen Torbogen. Sie preßte die Lippen fest zusammen und nur die Blässe vertiefte sich in ihrem Antlitz. Hinter der Gittertüre bog sie sich noch einmal leicht zurück.

„Ich habe nun genussam die Herrin vom Raine gesehen, wie wir nicht endlich uns den Weg fortsetzen, Rudolf?“

Doktor Seehofer drehte sich um.

„So kommt!“ und mit zusammengezogenen Brauen, finster blickend, schritt er an dem seines Freundes die kleine Dorfstraße dahin, die in der Gemeinde, goldige Sonnenstrahlen eine Glutwelle tauchte...

Die elotte war munter vorwärts. Die Welt lag doch so hell und hell vor ihr, und die Vögel zwitscherten so schmettern, als gäbe es kein Leid und kein Auf der Erde. Aber nach dem Zeit bekam ihre Fröhlichkeit einen kleinen Dämpfer, da sie plötzlich das hohe Gitter der Hörigen Nähe entgegen und ihrer Reittul einhalt. Ein Augenblick schauten ihre Hände in der Hand vor sich hin, die kleine Gerte holte zum Schluß durch die Luft.

„Nicht doch, Herr Doktor Seehofer, die Kinder der Hörigen haben ihre Herrin nur den Willkommenruß geboten, da ich mich einige Schritte von meinem Gitter entfernte.“

Doktor Seehofer hatte den ärgsten Missetäter beim Kragen gehalten und ihn halb in der Luft derb geschüttelt, so daß dem Buchen beinahe die Sinne vergingen und seine Gesichtsfarbe bedenklich ins Blaue spielte. Als er aber Maria vom Raine erblickte, ließ er erschrocken den Knaben los, der eilig von dannen laufen wollte, aber statt dessen direkt in die strahlende Arme Ingenieurs Heltz rann, der mit Ausdauer und kräftigen Ausdrücken seines Strafamtes waltete.

Rudolf Seehofer aber stand in tiefer Erstarrung von der bebenden Mädchengestalt regungslos, nur seine Augen spiegelten die tiefe Erregung seines Innern wider.

„Maria vom Raine“, murmelte er tonlos.

Sie nickte leicht mit dem Haupt.

„Ja, Maria vom Raine war so töricht, den Worten eines Mannes Glauben zu schenken, der seine Heimatgenossen als verkannt und ungerecht verurteilt hinstellte. Nun hat mich die Gegenwart eines besseren belehrt.“

Da senkte er beschämt seinen Blick vor ihren fordernden Augen.

„Daß es so ist, gnädiges Fräulein, beschämt mich tief; nehmen Sie wenigstens die Versicherung entgegen, daß die heutige Untat schwer geahndet werden soll. Mein Wort darauf!“

„Versprechen Sie nicht zu viel, Herr Doktor Seehofer, auf daß Sie nicht auch hierin als besiegt das Feld räumen müssen. Der Haß gegen uns sitzt in diesen starkköpfigen Bauern tief, da er stündlich von unserem ärgsten Feind geschürt wird. Die Leute werden buchstäblich gegen uns gehetzt, ich weiß es - und dieser Hetzer heißt Seehofer und ist ihr Vater!“

Der junge Arzt verzog finster die Brauen zusammen.

„Und sei es wie immer, es wird mich nicht abhalten, für die Gerechtigkeit mit meinen ganzen Kräften einzutreten, selbst wenn es sein muß, gegen meinen eignen Vater! Ich werde hier in Jahr und Tag Wandel schaffen, dafür verbürge ich mich!“

Ueber ihr blasses Antlitz glitt der kalte, spöttische Zug.

„Dann Glück auf zu dieser Sisyphusarbeit. Sie werden mir aber erlauben, nach meinem heutigen Erfahrungen Zweifel zu hegen.“

Ein Frösteln durchzog plötzlich ihren Körper, sie richtete sich höher auf und zog die schweren Falten ihres schleppenden Kleides erschauernd an sich. Da gewahrte er erst jetzt, daß der schwere Stoff vor Nässe triefte. Erschrockt trat er näher an sie heran.

„Um Gott, gnädiges Fräulein, man hat Sie doch nicht ins Wasser gestoßen?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

Beruhigen Sie sich, so schlimm war der Tanz denn doch nicht obzwar das vielleicht meinen Hörigen ganz lieb gewesen wäre. Ich hatte nur so plötzlich eine Anwendung zum Menschenfreund, wollte mir eine Rettungsmedaille verdienen, und die Mütter sind mir ihren Dank dafür nicht schuldig geblieben! Sie haben ja doch selbst ihre aufmunternden Zurufe an die unternehmende Jugend gehört. Ich mußte schließlich noch froh sein, daß sie das Lynchamt den schwachen Händen ihrer Kinder allein überließen. Ein Recht zur Selbstzucht hatten sie ja, da sie mich für den Unfall des Kindes verantwortlich machten. Mich aber hat dieser Vorfal auf lange Zeit hinaus von jedem warmherzigen Unternehmen geheilt!“

Sie neigte flüchtig das Haupt und schritt mit kurzen, langsamen Tritten der Gittertüre zu. Ein heftiger Schmerz wühlte in dem Fuß, der die schwere Stein gestreift, doch sie preßte die Lippen fest zusammen und nur die Blässe vertiefte sich in ihrem Antlitz. Hinter der Gittertüre bog sie sich noch einmal leicht zurück.

„Und noch eins, Herr Doktor! Wenn Sie heute mit Ihrem Vater Rücksprache nehmen, so können Sie ihm sogleich künden, daß ich von nun an öfter die Grenze meines Besitzes überschreiten werde. Ich habe heute einsehen gelernt, daß es nicht gut ist, sich so völlig von der Außenwelt abzuschließen, die Hörigen vergessen da lassen, daß sie ihre Herrin vor sich haben. Für jede weitere Ausschreitung der Dörfler aber mache ich Ihren Vater persönlich verantwortlich. Ich ist der Vorsteher des Ortes, er ist für die persönliche Sicherheit hier zu haften. Dies mögen Sie künden!“

In ihrem Blick, der scharf in dem seinen lag, loderte es einen Augenblick kalt auf, dann wandte sie das Haupt und sich schwer auf das Geländer stützend, stieg sie langsam die steinernden Stufen empor.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung betrat sie oben die Plattform und ruhte ein wenig aus, um dem heftig schmerzenden Fuß Erholung zu gönnen. Unterlag die grüne Rasenfläche nun wieder einsam da; der schwatzende und johlende Schwarm hatte geduckt verzogen, nur zwei jugendkräftige schlanke Männer

Es geschah nach dem Tage Null

Ein Tatsachenbericht aus dunkler Zeit / Von Wolfgang Wehner

Copyright by Bundeskorrespondenz und Verlags-GmbH durch Illupress GmbH.

Die Beamten der Mordkommission steigen die Treppe hinauf. Sie wissen, daß es um ihr Leben geht. Es sind junge Männer, Ukrainer, die zu Verbrechern wurden. Nun drücken sie auf die Klingel zur Wohnung.

Ein vierschörtiger Bursche mit breitem, pickeligem Gesicht öffnet. Erschrocken fährt er zurück. Die drei Beamten der Mordkommission nützen diese Schrecksekunde. Ehe der Bursche noch die Tür zuschlagen kann, sind sie im Wohnungsbereich und biegen ihm die Hände auf den Rücken. Die Handschellen klicken.

Keine Sekunde zu früh. Der Ueberwältigte schreit etwas in russischer Sprache. Eine Zimmertüre öffnet sich und heraus stürzt ein hünenhafter Bursche, schießt wie ein Rammbock durch den Gang und ist im Treppenhaus, ehe die verblüfften Beamten an Verfolgung denken können. Sie hören ihn nur noch drunten zur Haustüre hinauspoltern.

Ein Irrtum rettet das Leben

Dafür fassen die Polizeibeamten ein weiteres Bandenmitglied in der Küche. Der Räuber-Bob Wladimir Fedynuck grinst freundlich, als ihn die Polizisten gemeinsam mit dem vorher überwältigten Mykola Kowal abführen. „Was wollt ihr machen? Ich bald wieder frei! Dann...“ Er macht mit der flachen Hand die Gebärde des Halsabschneidens.

Noch einer von der Bande ist in der Wohnung: Jaroslav Czauz. Aber die Polizei merkt es nicht. Während des heftigen Trubels sitzt er auf einem gewissen Oertchen. Die Beamten halten die Klausen für eine Abstellkammer und verzichten darauf, sie zu durchsuchen.

Dieser Irrtum rettet ihnen das Leben. Denn Czauz hat selbst hier seinen Colt dabei. Tage später, als man ihn doch stellt, versichert er, daß er sein ganzes Magazin leereschossen hätte, wenn er von den Beamten damals aufgestöbert worden wäre. Die Polizisten hätten sich nicht wehren können. Es ist ihnen streng verboten, eine Schußwaffe zu führen, geschweige denn von einer solchen Waffe Gebrauch zu machen. Nur von einer Freiheit dürfen sie großzügig Gebrauch machen: für die Gerechtigkeit Kopf und Kragen zu riskieren.

Der verhaftete Bandenchef Fedynuck gibt sich zunächst noch leutselig. Er bläst den Rauch einer amerikanischen Zigarette gegen die Decke des Vernehmungszimmers und erzählt den ausgehungerten Polizeibeamten alles, was sie wissen wollen, und noch einiges dazu. Ja, den Nachtwächter hätten er und seine Freunde erschossen. Er war ihnen im Wege, nitschewo.

„Aber das Bier war serr gutt, wir chabben getrunken danach am See“, grinst der 21-jährige.

Weil es ihm hier so gut gefällt, gibt er, ohne sich zu zieren, drei Einbrüche und einen Mordversuch an einem Schläfer zu, dem er und seine Bandengenossen ein paar Schafe aus der Herde hatten nehmen wollen. Zur Krönung der Nachmittagsunterhaltung erfahren die Beamten der Mordkommission, von wem der 58jährige Wachmann Ludwig Knoller getötet wurde. Man hatte den toten Knoller vor seiner eigenen Haustüre gefunden, acht Tage vor dem Überfall auf das Seehaus. Jetzt erzählt Fedynuck ohne Gemütsbewegung, daß die Bande den Mann ermordet habe, weil er sie beim Diebstahl eines Fahrrades überrascht hatte. „Wer uns im Weg steht, den putzen wir weg“, sagt er und bläst ein Stäubchen von seiner Hand.

Und doch wieder ausgebrochen

Zweifacher Raubmord, eine Reihe schwerer Diebstähle. Die Polizisten hoffen, daß sie den Ukrainer und seine Spießgesellen für einige Jahre hinter Schloß und Riegel bringen können. Sie geben dieser Hoffnung unumwunden Ausdruck, als sie Fedynuck wieder abführen lassen. Der Mörder jedoch verliert seinen Gleichmut nicht: „Ihr nicht mehr wissen, was Wladimir hat gesagt, wie verhaftet. Ich bald wieder frei...“

Am 9. Juni 1948 machte er seine Ankündigung wahr. Er flieht, nur mit Hemd und Hose bekleidet, aus dem Untersuchungsgefängnis. Noch bevor er sich Brot, Schnaps und Zigaretten kaufte, besorgte er sich eine Waffe. Einige Tage ist er in Freiheit. Dann fangen ihn Polizeibeamte in der Rosenheimer Straße und bringen ihn auf das nächste Revier.

Der Reviervorsteher durchsucht dem Banditen die Taschen. Befriedigt zieht er Fedynucks Revolver hervor und legt ihn auf den Tisch vor sich. Dann lächelt er den Ukrainer zuzufrieden an.

In den nächsten Sekunden allerdings vergeht ihm das Lächeln. Er kann sich gerade noch flach auf den Boden werfen. Schüsse peitschen durch die Revierstube. Fedynuck war wie eine Pantherkatze auf den Tisch gesprungen, hatte die Waffe an sich gerissen. Dann war er zur Tür gestürzt, seine Flucht mit einem Hagel von Schüssen deckend.

Nun jagt ihn die gesamte Münchner Polizei, die diesmal die amerikanischen Militärpolizisten zu Bundesgenossen hat. Der Polizeioffizier der Besatzungsmacht, der mit seinen deutschen Kollegen jeden Morgen die Ereignisse des vergangenen und die Aufgaben des kommenden Tages bespricht, merkt allmählich, was gespielt wird. „Klein Chicago“ nennt man München im Volksmund.

Die Notquartiere, die Schlupfwinkel und Verstecke, die Ruinen der Großstadt, deren mehr gibt als unversehrte Häuser, wer-

den systematisch durchgekämmt. Eines Abends ist Fedynuck gestellt und in die Enge getrieben. Man weiß, daß der Ukrainer eine Schußwaffe führt und seine Haut teuer verkaufen wird. Aber der MP-Mann hat den Finger um Sekundenbruchteile eher am Abzugshahn als Fedynuck. Der Mörder stirbt den gleichen Tod, den er anderen bereitet hat.

Im Wartesaal der Heimatlosen

Vor dem zertrümmerten Münchner Hauptbahnhof steht eine windschiefe Baracke. Der muffige Raum ist vollgepfropft mit Menschen. Graue Gestalten ballen sich um ihn, seine Wärme ist kostbar. Die Baracke dient als Wartesaal. Aber viele warten auf keinen Zug. Entwurzelte, Heimatlose, Jäger und Gejagte, sitzen und stehen hier herum. Frauen, die

lenden Buben aus halbgeschlossenen Augen zu. Der Mann hat eine alte Soldatenmütze tief ins Gesicht gezogen, sein grauer Mantel ist an den Taschen ausgefranst, die Stiefelsohlen sind mit Bindfäden festgebunden.

Eine Viertelstunde beobachtet der Mann das Kind und seine Umgebung. Dann weiß er, daß sein Plan ohne Risiko ist. Er lockt den Kleinen zu sich her, nimmt ihn auf den Schoß. Wenig später verläßt er, den Buben auf dem Arm, die Baracke.

Am Abend des gleichen Tages meldet sich in einem Flüchtlingslager ein Mann mit einem etwa dreijährigen Jungen. Er legt abgegriffene und kaum lesbare Dokumente vor. Sein Name sei Otto Schumann, sagt er. Er stamme aus Oberschlesien, wo er vor dem Kriege Gold-

annehmen. Aber sie finden keinen rechten Kontakt zu dem verschlossenen Witwer. Und dann gibt es da ein paar Dinge, die ihnen auffallen. Etwa, daß der Kleine sich nicht so eng an seinen Vater anschließt, wie man erwarten könnte. Daß der Mann sein Kind hin und wieder heftig schlägt. Vor allem aber mißfällt ihnen, daß er immer wieder von der schmalen Ration des Kindes ißt.

Otto Schumann ist nicht der einzige Vater, der sein Kind schlägt. Aber irgend etwas, das nur der Instinkt einer Frau erfassen kann, etwas, das mit logischen Argumenten nicht zu erklären ist, läßt die Flüchtlingsfrauen im Lager Verdacht schöpfen und bringt sie dazu, die Fürsorgeschwester zu alarmieren.

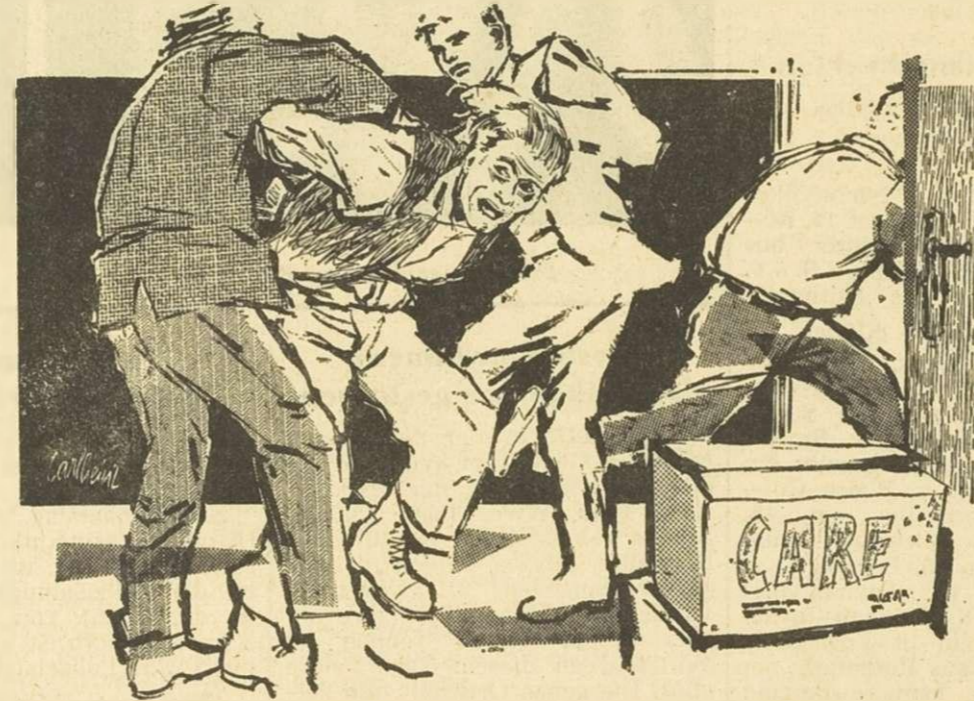
Otto Schumann verbittet sich jede Einmischung, als die Schwester ihm die Freiheit. Er legt seinen richtigen Namen ab und nannte sich jetzt Otto Schumann. Goldschmied ist er nie gewesen. Der Kindesentführer wird vor Gericht gestellt. Sein Prozeß ist einer der ersten Fälle, die vor einer der beiden Straf-kammern des Landgerichtes München verhandelt werden. Man hat diese Gerichte im November 1945 wieder eingesetzt.

„Der Hunger“, sagt er seinen Richtern, „hat mich dazu getrieben, das Kind zu stehlen. Ich wollte von seinen Lebensmittellieferungen etwas haben.“

Der Normalverbraucher des Jahres 1946 bekommt: 9200 Gramm Brot, 330 Gramm Fett, 1400 Gramm Fleisch, 600 Gramm Nahrungsmittel, drei Liter Magermilch, ein bißchen Ersatzkaffee, ein paar Pfund Kartoffeln. In vier Wochen. Davon wird ein alleinstehender Mann nicht satt. Ein Mann mit Kind hingegen steht sich besser. Wenn dann vielleicht auch — mit der Zeit — das Kind verhungert.

Aber das Motiv dieses Verbrechens war nicht nur der Hunger. Der falsche Schumann hoffte, seiner Vergangenheit zu entfliehen, als er nach Bayern ging. Ein Mann mit einem kleinen Kind erweckt Mitleid. Man kann ihm schwerer etwas abschlagen und seine Lügen klingen glaubhafter.

Das Gericht kann diesen Angeklagten nicht einmal als Kindesentführer verurteilen. Denn dazu wäre die Aussage der Mutter nötig. Man bringt eine Frau als Zeugin in den Gerichtssaal, von der behauptet wird, sie sei die Mutter. Die Frau jedoch bestritt, so stark auch die Indizien gegen ihre Beteuerungen sprechen, das Kind überhaupt zu kennen. So kommt der Angeklagte mit zwei Jahren Gefängnis davon, die man wegen Urkundenfälschung und anderer Delikte über ihn verhängt. Der entführte Bub wird in ein Kinderheim gebracht. Niemand weiß, zu wem er gehört.



Die Beamten nützen diese Schrecksekunde; ehe der Bursche noch die Tür zuschlagen kann, sind sie im Flur und biegen ihm die Hände auf den Rücken. Die Handschellen klicken...

Anschluß, junge Burschen, die Kunden für Zigaretten oder Alkohol suchen. Andere schließlich, die nur wie Tiere zur Herde drängen und für Stunden Wärme und ein Dach über dem Kopf haben wollen.

Mitten drin spielt ein Kind. Ein kleiner Bub, nicht älter als drei Jahre. Niemand kümmert sich um ihn.

Vor einer halben Stunde ist seine Mutter fortgegangen. Mit einem fremden Mann, den sie erst Minuten vorher kennengelernt hatte. Sie hat ihr Kind einfach stehen lassen.

Nicht weit von dem Kind entfernt sitzt ein Mann auf einer Holzkiste und sieht dem spie-

schmied gewesen sei. „Nichts mehr zu machen in diesem Beruf“, sagt er zu dem Lagerleiter.

Jetzt jedenfalls brauche er eine Unterkunft für sich und das Kind. „Die Mutter ist auf der Flucht angekommen, im Februar 45 schon.“ Otto Schumann wischt sich die Augen und streicht dem Buben über die blonden Haare.

„Es ist schon schwer, für einen Mann allein, aber erst mit einem Kind...“, er macht eine resignierende Handbewegung. „Aber vielleicht finde ich jemanden, der mir beisteht.“

Es gibt viele Frauen in dem Lager, die sich des alleinstehenden Mannes mit dem Buben

Das Geheimnis eines Biedermannes

Auch die Geschichte des Untersuchungsgefangenen Georg Vogel kennt niemand. Nicht einmal die Polizei. Die Mordkommission des Polizeipräsidiums bemüht sich seit dem 20. Juli 1945, dem Geheimnis dieses Mannes auf die Spur zu kommen.

An diesem 20. Juli fällt dem Kriminalinspektor Hans Schmidt eine Anzeige in die Hände. Sie stammt vom 11. April. Es ist ein seltsamer Zufall, daß sie nicht, wie so viele Akten des Polizeipräsidiums, bei den Bombenangriffen verlorengegangen. Diese Anzeige „ringt den Fall Georg Vogel ins Rollen. Die 45jährige Zeitungsfrau Maria W. hatte sie gegen den 67jährigen ehemaligen Amtsboten erstattet. Wegen versuchten Mordes.“

Der Kriminalbeamte liest das Dokument aufmerksam Zeile für Zeile. Die dramatischen Ereignisse des 11. April 1945 werden für ihn wieder lebendig. Am Abend dieses 11. April steigt die rundliche Maria W. die ausgetretene Treppe zum dritten Stockwerk des Hauses Guldestraße 54 hinauf. Nicht zum erstenmal. Denn sie ist die Freundin des stillen Biedermannes Vogel. Heute hat sie Herzklappen. Ein unbestimmtes Gefühl der Unsicherheit hat sie befallen. Angst? Vielleicht ist es auch nur die Neugierde auf das wissenschaftliche Experiment, zu dem sie der Freund für diesen Tag eingeladen hat.

Schon ein paarmal hatte er angedeutet, daß er sich mit elektronischen Forschungen befasse. Gestern aber hatte er zum erstenmal Einzelheiten preisgegeben: „Einen Versuch mit ultravioletten Strahlen hab' ich vor“, hatte er zu ihr gesagt, „ganz was Neues. Aber da brauchst du halt jemand, der mir hilft. Als Versuchsperson, sozusagen.“

Dabei hatte er sie so freundlich bittend angesehen, daß sie nur mit dem Kopf nicken konnte, bereit, diese Versuchsperson abzugeben. Natürlich hatte sie keine Vorstellung, was „ultraviolett“ und „Niederfrequenz“ bedeuten sollen. Sie vereinbarten, daß dieses wichtige Experiment am nächsten Tag stattfinden solle. „Ist gar nichts dabei“, sagte der Freund, „brauchst dich nur still hinzusetzen.“

Und trotzdem fürchtete sie sich nun, als sie das Haus betrat.

Georg muß sie schon auf der Straße haben kommen sehen. Er steht bereits in der offenen Tür und begrüßt sie. Immer wenn Maria mit ihm zusammentrifft, muß sie zunächst ein Gefühl der Beklemmung überwinden. Sie hat lange gebraucht, bis sie sich an Georgs schlep-penden Gang gewöhnt hat, der von einer Verkürzung des linken Fußes kommt. Der graue Spitzbart gibt seinem Gesicht etwas Dämonisches, die fahle Blässe seiner Haut unterstreicht diesen Eindruck noch. Wenn sie aber in seine freundlichen blauen Augen sieht, ist ihre Unsicherheit wie weggewischt.

Er führt sie in sein Wohnzimmer und stellt ihr eine Tasse Tee hin. Er ist schweigsam, fast mürrisch und Maria hat Mühe, ihn ein wenig aufzuheitern. In dem unordentlichen Jungesellenzimmer brennt eine starke, unverkleidete Birne. Ihr grelles Licht läßt Vogels Gesicht maskenhaft bleich erscheinen. Wie klein er ist, denkt die Frau, wie fremdartig seine Züge sind, mit den vorstehenden Backenknochen. Sie möchte am liebsten nach Hause gehen und auf das Experiment verzichten.

Aber da hört sie die Stimme des Freundes, der sich in einer Ecke mit Drähten und Schrauben zu schaffen macht. „Wenn es dir recht ist, fangen wir gleich an. Ich kann's schon nicht mehr erwarten. Das wäre eine große Sache für mich, wenn's gelingt, weißt du.“

Er rückt geschäftig einen Stuhl in die Mitte des Zimmers und erklärt Maria, wie der Versuch ablaufen soll. „Paß auf, ich stülpe dir jetzt ein schwarzes Wolltuch über den Kopf und bind es mit einem elektrischen Draht fest.“

„Den schließ ich“, erklärt der Mann, „an eine Stromquelle an. Und dann kommt die Hauptsache“, Vogels Stimme wird ganz leise, „dann zähl' ich bis drei und du wirst auf einmal Sterne und Funken sehen.“

Maria fühlt ihre Hände feucht werden. Sie kann die Frage nicht unterdrücken: „Ist das

auch nicht gefährlich, kann mir auch nichts passieren?“ Vogel, der Tuch und Draht schon in der Hand hat, kichert: „Passieren? Geht zu, was Harmloseres gibt's überhaupt nicht.“

Maria setzt sich auf den Stuhl. Georg ist neben sie getreten und deckt ihr einen dicken wollenen Schal über den Kopf. Sorgsam prüft er, ob der Stoff von allen Seiten gut schließt. „Du darfst auf keinen Fall was sehen“, schreit er seiner Freundin ein, „sonst ist das ganze Experiment beim Teufel.“

Nun wickelt er den Draht in vielen Windungen um Marias Kopf. Sie bekommt kaum noch Luft. Entsetzen überfällt sie. Sie fühlt eine tödliche Gefahr auf sich zukommen, sie möchte schreien und kann es nicht, sie ringt nach Atem, und dann hört sie Georgs Stimme: „Fertig — eins — zwei — drei...“ Ein furchtbarer Schmerz zuckt durch ihren Hinterkopf. Feurige Lichter tanzen vor ihren Augen. Eine mächtige Faust scheint sie zu Boden zu drücken. Sie will aufspringen. Da trifft sie ein zweiter Schlag.

Maria W. taumelt, aber sie fällt nicht. Es ist noch Kraft in ihr. Sie verliert verzweifelt an den Drähten, an dem würgenden Tuch, bekommt den Mund frei und schreit, schreit ihre Todesangst hinaus.

Auf der Straße geht in diesem Augenblick ein Landsir vorbei. Er hört die Schreie, stürzt die Treppe hinauf, verhält einen Augenblick lauschend. Dann wirft er sich gegen die Tür, die krachend nachgibt und dringt in Georg Vogels Stube ein.

Er sieht eine Frau sich am Boden winden und verzweifelt an einer seltsamen schwarzen Kappe zerran, er sieht einen kleinen, alten Mann gebannt und unbeweglich auf die Frau starren. Der Mann hat einen Hammer in der Hand.

Am gleichen Abend noch wird Georg Vogel auf die Anzeige seiner Freundin hin verhaftet. „Was wollt's denn mit mir“, ruft er heiser, „ich hab' doch nichts getan. Ein Experiment und man doch noch machen dürfen!“ (Fortsetzung)

Georg Vogel hat zu erwürgen. Ihser. Er dringt in Frau sich am Boden ein Experiment gem

Dabei bleibt er wissenschaftlicher ein unbescholtener Versuch gemacht h er den Kopf. Die ihm nicht. Er korn gefängnis. In jene Zeit mehr, sich mit abzugeben. Die G Schubweise; ob übt tigt, ist ihr gleich Vogel zu einer Ve will, ist er bereit Nach Dachau, ins K Dort befreien ih kanischen Truppen Hause, ein schneit der hofft, daß seine finden werden.

Der Kriminalinsp Akten kommen, d über Georg Vogel e wie viele es sind. Er peift durch Aktendeckeln imm schuldigung liest: dicken Bündel lie Jahre 1917. Sie ist Handschrift der K zeikanzleien abgef jahrzehntelange Be Kriminalpolizei.

Der Inspektor b Aktendücken und Es ist eine „Anze der Ehefrau Ottli ihrem Ehemann G selbst.“

Dieses Dokument rückt in die Verg tauchte Georg Voge der Großstadt auf, Frau abzulegen. Ein Im März dieses Jal Ziegler auf einer P Stadt und möchte e machen. „In unsei Ziegler, „wohnt ei kommen wegen seir Fragt der Polizei schwunden seit w ante wiegt den Ke Vielleicht ist sie ve

Die Not

Jetzt übernimmt „Bestimmt nicht. I wissen. Wir haben er sagt, er weiß a da steckt ein Verbr „Haben Sie Anha „Freilich, und ob zu bremsen. „Wir wie der Vogel un gestritten haben. Ihnen. Und geschl: „Haben Sie das s von Nachbarn, den weise.“

Mit eigenen Au Herr Kommissar dämpft ihre Stirn Nacht, nachdem di den ist, da haben mann, mit einem t Gestalt gelegen ha nachgegangen.“

„Ein Stück halt „Bis der Vogel be und seinen Schubk Dann ist es mir zu ich bin umgekehrt.“

Hundert Beschuld

Der Reviervorste gen des Ehepaare länger er sich dies durch den Kopf ge erscheint sie ihm. Protokoll in seine sich auf zum Polzt Beamten von der den, was da zu tun

Kriminalkommis geschlossenen Aug vorstehers an. „Vc sich, da war doch Richtig, das ist d schwinden seiner F stelle gemeldet ha zeige ist mir noch hatte mit meiner schwinden eine h Ich fürchte, daß S Bergmeier findet, dig, wenn ein Ehe

Der Revierkomr zusammen und fi Die Herren der lange hinter versc net die Polizei ein vogelschen Heimg.

Einen ganzen T Polizeibeamte im (bewegtem Gesicht und wieder hinkt beim Graben ans Schließlich wirft e

Es geschah nach dem Tage Null

Ein Tatsachenbericht aus dunkler Zeit / Von Wolfgang Wehner

Copyright by Bundeskorrespondenz und Verlags-GmbH durch Illupress GmbH.

3 Georg Vogel hat versucht, seine Freundin zu erwürgen. Ihre Schreie hörte ein Landser. Er dringt in das Zimmer und sieht eine Frau sich am Boden winden. Vogel behauptet, ein Experiment gemacht zu haben.

Dabei bleibt er auch. Kein Geständnis. Ein wissenschaftlicher Versuch? Mordversuch? Er, ein unbescholtener Mann, soll einen Mordversuch gemacht haben? Entrüstet schüttelt er den Kopf. Die Kriminalbeamten glauben ihm nicht. Er kommt in das Untersuchungsgefängnis. In jenen Tagen hat man keine Zeit mehr, sich mit einem Mordversuch länger abzugeben. Die Gestapo holt die Häftlinge schubweise, ob überführt oder nur verdächtig, ist ihr gleich. Als die Kriminalpolizei Vogel zu einer Vernehmung abholen lassen will, ist er bereits abtransportiert worden. Nach Dachau, ins KZ.

Dort befreien ihn am 1. Mai die amerikanischen Truppen. Georg Vogel geht nach Hause, ein scheinbar unbescholtener Mann, der hofft, daß seine Strafakten sich nie mehr finden werden.

Der Kriminalinspektor Schmid läßt sich alle Akten kommen, die es im Polizeipräsidium über Georg Vogel gibt. Und er ist überrascht, wie viele es sind.

Er pfeift durch die Zähne, als er auf den Aktendeckeln immer wieder die gleiche Beschildigung liest: Mord. Zu unterst in dem dicken Bündel liegt eine Akte aus dem Jahre 1917. Sie ist in einer verschnörkelten Handschrift der Königlich-Bayerischen Polizeikanzeilen abgefaßt. Mit ihr begann die jahrzehntelange Bekanntheit Vogels mit der Kriminalpolizei.

Der Inspektor bläst den Staub von den Aktenstücken und schlägt die erste Seite auf. Es ist eine „Anzeige über die Vermisung der Ehefrau Otilie Vogel, aufgegeben von ihrem Ehemann Georg Vogel, Amtsbote, daselbst.“

Dieses Dokument führt wie eine Spur zurück in die Vergangenheit, zum erstmaligen tauchte Georg Vogel aus der anonymen Masse der Großstadt auf, um Rechenschaft über seine Frau abzulegen. Eine Spur zurück ins Jahr 1917. Im März dieses Jahres erscheint das Ehepaar Ziegler auf einer Polizeiwache im Westen der Stadt, und möchte eine vertrauliche Mitteilung machen. „In unserem Haus“, so sagt Herr Ziegler, „wohnt ein Herr Georg Vogel. Wir kommen wegen seiner Frau.“ „Was ist mit ihr?“, fragt der Polizeikommissar. „Sie ist verschwunden seit vierzehn Tagen.“ Der Beamte wiegt den Kopf. „Das kommt öfter vor. Vielleicht ist sie verweist.“

Die Nachbarn klagen an

Jetzt übernimmt Frau Ziegler das Wort. „Bestimmt nicht. Da müßte man doch etwas wissen. Wir haben auch Herrn Vogel gefragt, er sagt, er weiß auch nicht, wo sie ist. Nein, da steckt ein Verbrechen dahinter.“

„Haben Sie Anhaltspunkte?“ „Freilich, und ob!“ Die Frau ist nicht mehr zu bremsen. „Wir alle haben es doch erlebt, wie der Vogel und seine Frau miteinander gestritten haben. Bis aufs Messer, sag' ich Ihnen. Und geschlagen hat er sie!“

„Haben Sie das selbst gesehen?“ „Getratsche von Nachbarn, denkt der Beamte, keine Beweise.“

„Mit eigenen Augen, so wahr ich hier sitze, Herr Kommissar! Und nicht nur das.“ Sie dämpft ihre Stimme zum Flüstern: „In der Nacht, nachdem die Otilie Vogel verschwunden ist, da haben wir ihn gesehen, den Ehemann, mit einem Schubkarren, auf dem eine Gestalt gelegen hat. Mein Mann ist ihm dann nachgegangen.“

„Ein Stück halt“, fällt Herr Ziegler ein. „Bis der Vogel bei seinem Heimgarten war und seinen Schubkarren hineingeschoben hat. Dann ist es mir zu unheimlich geworden und ich bin umgekehrt.“

Hundert Beschuldigungen - keine Beweise

Der Reviervorsteher nimmt die Beobachtungen des Ehepaares Ziegler zu Protokoll. Je länger er sich diese merkwürdige Geschichte durch den Kopf gehen läßt, desto verdächtiger erscheint sie ihm. Schließlich packt er das Protokoll in seine Aktentasche und macht sich auf zum Polizeipräsidium. Sollen doch die Beamten von der Mordkommission entscheiden, was da zu tun ist.

Kriminalkommissär Bergmeier hört sich mit geschlossenen Augen den Bericht des Reviervorstehers an. „Vogel - Vogel - besinnt er sich, da war doch was, warten Sie mal... Richtig, das ist doch der Mann, der das Verschwinden seiner Frau bei unserer Vermittlungsstelle gemeldet hat. Ein Satz aus dieser Anzeige ist mir noch genau im Gedächtnis: Ich hatte mit meiner Frau kurz vor ihrem Verschwinden eine heftige Auseinandersetzung. Ich fürchte, daß Sie sich etwas angetan hat.“ Bergmeier findet, es sei doch sehr merkwürdig, wenn ein Ehemann so was sagt.

Der Revierkommissär schlägt die Hacken zusammen und findet es auch merkwürdig. Die Herren der Mordkommission beraten lange hinter verschlossenen Türen. Dann ordnet die Polizei eine genaue Durchsichtung des Vogelschen Heimgartens an.

Einen ganzen Tag lang graben uniformierte Polizeibeamte im Schweiße ihres Angesichtes den Garten um Georg Vogel steht mit unbewegtem Gesicht dabei und sieht zu. Hin und wieder hinkt er zu einem Feld ein, der beim Graben ans Tageslicht gekommen ist. Schließlich wirft er ihn über den Zaun. Als es

Nacht wird, geben die Beamten das Schaufeln auf. Vogel steht grinsend am Gartentor. „Ich werd mir einen Gartengestaltler kommen lassen“, sagt er, „der wird mir alles wieder herrichten, was Ihre Leute da angerichtet haben, Herr Kommissär. Auf Staatskosten, versteht sich.“

Die Polizei hört der Form halber noch in der Nachbarschaft herum. Man vernimmt Vogel noch ein paarmal, aber er bleibt unbeirrt bei der Darstellung, die er schon auf der Vermittlungsstelle gegeben hatte. „Mehr weiß ich nicht. Weisen Sie mir's doch nach, wenn Sie meinen, ich hab' was Unrechtes getan.“

Man kann ihm nichts nachweisen. Man muß ihn laufen lassen - und sogar den Gartengestaltler bezahlen. Vogel taucht wieder in der anonymen Masse der Großstadt unter. Von seiner Frau Otilie hört man nie wieder etwas. Sie bleibt verschollen. Ebenso verschollen wie 15 Jahre später die 41jährige Schulmacherswitwe Maria Moser.

Von ihrem Fall handelt der nächste Polizeibericht, den der Kriminalinspektor Hans Schmid an jenem Tag im Frühsommer 1945 aufschlägt. Er enthält eine Vermittlungsanzeige, einige Zeugnisaussagen und Protokolle von zwei Vernehmungen Vogels.

Das war im Sommer 1932. Maria Moser suchte eine Stellung, und sie wünschte sich wieder einen Mann. Es schien, als hätte sie beides gefunden, als sie glückstrahlend ihrer Freundin erzählte: „Stell' dir vor, ich hab' einen Herrn kennengelernt, der mir eine Stellung verschaffen kann. Ein Kavallerist, sag' ich dir, ein Herr. Der kennt dir bei die besten Leute.“ Bekannte sahen Maria Moser noch einmal: Im Ausstellungspark ging sie am Arm eines Kavalliers spazieren. Der Mann war klein und hinkte mit dem linken Bein. Er trug einen Spitzbart. Das war das letzte Mal, daß irgend jemand etwas von Maria Moser sah.

Die Kriminalbeamten erinnern sich an einen hinkenden Mann mit Spitzbart und nahmen ihn in Untersuchungshaft. Es war Georg Vogel. Er verteidigte sich aufs Wort genauso wie damals, als man ihm die Ermordung seiner Frau vorgeworfen hatte. „Weisen Sie mir nach, wenn Sie können. Beweise, meine Herren, Beweise...“

Nach vierzehn Tagen ließ man ihn laufen. Aus Mangel an Beweisen. 13 Jahre später saß er wieder in Untersuchungshaft. Wegen Mordverdachts. Jetzt waren die Nazis am Ruder. Es war Krieg. Es gab Mitter und Wege, einen Untersuchungshäftling weich zu machen.

Jeden anderen. Nur nicht Georg Vogel. Diesmal sollte er die Hilfsarbeiterin Margarethe Schreiner umgebracht haben. Es gab eine Reihe massiver Verdachtsgründe: Vogel hatte einen kleinen Posten beim NS-Volksbildungswerk angenommen. Dort bekam er ab und zu Karten für Theater- und Filmvorstellungen. Er war freigebig mit diesen Karten. Er schenkte sie gerne her. Besonders an Frauen.

Eine dieser Beschenkten war Margarethe Schreiner. Man wußte, daß er mit ihr ausgegangen war. Mehr allerdings wußte man nicht. Man nahm Vogel gnadenlos ins Verhör. Man riß ihn aus dem Schlaf und setzte ihn vor blendende Scheinwerfer, bis er dem Zusammenbruch nahe war. Aber man brachte auch jetzt nichts aus ihm heraus. „Beweisen Sie mir's doch“, sagte er.

Man mußte ihn wieder entlassen. Schon ein Jahr später holten ihn die Polizisten wieder. Jetzt schworen die Kriminalkommissäre darauf, daß sie ihn überführen würden. Die 38jährige Julie Wenrich war verschwunden.

Spurlos. Wie Otilie Vogel, Maria Moser, Margarethe Schreiner...

Julie Wenrich hatte als Kellnerin in einem Gasthaus im Westen der Stadt gearbeitet. Es war Vogels Stammlokal. Auch diesmal schenkte man dem Untersuchungsgefangenen Georg Vogel nichts. Man preßte ihn aus wie eine Zitrone. Er konnte nicht leugnen, daß er die Kellnerin gekannt hatte. Aber er schimpfte: „Ist da vielleicht was dabei? Seit wann darf man keine Kellnerin mehr kennen?“

Kann man ihm wieder nichts beweisen? Aber da ist der Zeuge Gerhart B. Er hatte ein schauriges Erlebnis. Als er von Julies Verschwinden hört, rennt er zur Polizei und gibt es zu Protokoll: An einem Juniabend ging er spät nach Hause. Es war gleich Mitternacht. Vor wenigen Stunden war ein Gewitter niedergegangen, die Wolken trieben in grauen Fetzen über die Stadt, nur hin und wieder brach der Mond durch und tauchte die Straßen in kalkiges Licht. Gerhart B. beilicht sich, nach Hause zu kommen. Es ist ihm nicht geheimer.

Spuk um Mitternacht

Da sieht er, etwa fünfzig Meter vor sich, eine Frau aus einer Torenfahrt kommen. Ihre hastigen Schritte klappern auf dem Pflaster, sie sieht sich nicht um. Plötzlich löst sich ein Schatten aus einer Haustüre. Gerhart B. erschrickt heftig. Er glaubt nicht an Geister. Aber diese verumtante, bucklige Gestalt, die jetzt ohne umzuschauen, hinter der Frau herhuscht, ist gespenstisch.

In Gerhart B. erwacht der männliche Beschützerinstinkt. Vielleicht ist die Frau in Gefahr? Er läuft ihr nach, um sie zu warnen, sie zu begleiten, wenn sie seiner Hilfe bedarf? Als er sie anspricht, erkennt er sie. Es ist die Kellnerin Julie Wenrich. Auch B. kehrt in ihrem Lokal. Er fragt sie: „Was

ist denn das für ein verrückter Kerl, der hinter Ihnen herschleicht?“

Julie dreht sich um. Sie sieht eine schattenhafte Gestalt eilends in einer Ruine verschwinden. Sie lacht. „Ah, der... das ist der Vogel. Ich hab' ihn schon einmal daraufhin angesprochen, weil er mir nachgeschlichen ist. Stellen Sie sich vor, einen künstlichen Buckel hat er sich unter die Jacke geschoben und um den Kopf hat er sich ein Tuch gewickelt, wie ein altes Weib - zum Fürchten, wenn man ihn nicht kennen tat, den spinnerten alten Teufel.“

Das alles fällt Gerhart B. wieder ein, als er vom Verschwinden der Kellnerin hört. Den Kriminalbeamten der Mordkommission kommt der Zwischenfall sehr wenig komisch vor. Vogel schaut stumpf vor sich hin. „Und ich sag's Ihnen immer wieder, ich war's nicht. Ich hab' mich nicht verkleidet und ich bin nicht hinter der Julie hergeschlichen. Das ist nichts wie ein blödes Geschwätz.“ Mechanisch fährt seine Hand an den grau melierten Spitzbart.

Kriminalinspektor Schmid schiebt den Aktenstoß beiseite. So ist das also mit dem Georg Vogel, denkt er. Vielleicht ein Massenmörder. Vielleicht ein Mann, der immer zu Unrecht verdächtigt wurde, bis auf den Mordversuch vom 11. April. Er geht seine Notizen durch, die er sich zu den einzelnen Fällen gemacht hat. Er prüft sie Punkt für Punkt auf ihre Stichhaltigkeit: 1. Otilie Vogel wohnte - natürlich - im Hause ihres Ehemannes, 2. Maria Moser, Margarethe Schreiner und Julie Wenrich wohnten alle in der Westendriederstraße. Einen Steinwurf von Vogels Wohnung entfernt. 3. Alle Opfer waren nachweisbar mit Vogel bekannt. Fünf Frauen verschwanden spurlos. Sie geben nie mehr ein Lebenszeichen. Ihre Leichen wurden nie gefunden.

„Beweise, Herr Amtmann!“

Ein neuer Haftbefehl gegen Vogel wird ausgestellt. Diesmal kann er nicht meckern: „Beweise, meine Herren“. Man hat Beweise. Zumindest im Fall Wisnang.

Es ist der Fall, der Georg Vogel schließlich ins Zuchthaus bringt. Wegen eines versuchten Mordes verurteilt ihn das Landgericht München I zu acht Jahren Zuchthaus. Die Akten der anderen Fälle bleiben geschlossen. Bis zuletzt gibt sich Vogel als veränderter Wissenschaftler aus. Aber diesmal hat man Beweise für seine Lügen.

Der Alte führt sich vorbildlich im Zuchthaus. Nach fünf Jahren entläßt man ihn auf dem Gnadenweg. Hin und wieder begegnet er auf der Straße dem Kriminalamtmann Hans Schmid. Er weiß, daß der mittlerweile pensionierte Chef der Münchner Mordkommission ihn für einen Mörder hält. Er zieht tief seinen Hut. Und immer ist die gleiche Formel, mit der er kichernd grüßt: „Beweisen Sie's mir, Herr Amtmann, beweisen Sie's!“

Als das Schicksal den Jugoslawen Hussejn Telalovic in das Haus der Schäfersfrau Maria Buck führt, ist der Tod von neun Menschen besiegelt. Es ist der 9. September 1945, ein verhangener, naßkalter Tag. Hussejn, ein gezungener, rundgesichtiger Bursche von 21 Jahren, steht inmitten anderer Fremdarbeiter auf dem Moosacher Martinplatz. Die Männer schweigen und rauchen. Die Hände in den Taschen, sehen sie zu den Frauen hinüber, die vor einem Lebensmittelgeschäft Schlange ste-

hen. Eine dieser Frauen ist Maria Buck. Ein blasses, grobgeschnittenes Gesicht, in das strähniges, schwarzes Haar fällt. Grigere Augen und ein verkniffener Mund. Abschätzend, mit herausforderndem Blick, betrachtet sie die Fremden.

Hussejn fühlt diesen Blick. Er läßt die Frau nicht aus den Augen. Er zieht die Brauen hoch, wirft den Kopf zurück und streicht sich mit gleichmütiger Gebärde die Haare aus der Stirne. Sie ist jetzt an der Reihe. Sie läßt sich Kartoffeln in ihre schabig-einkaufstasche schütten, bezahlt und geht. Sie sieht sich nicht um. Aber ihre Art zu gehen ist eine einzige Herausforderung.

Telalovic läßt seine halbgebrauchte Zigarette fallen und tritt sie langsam und sehr sorgfältig mit der Fußspitze in den Sand. „Warte hier auf mich“, sagte er zu Arif Duric, einem schwarzhaarigen Burschen. Das ist kein Wunsch - es ist der Befehl eines Chefs an seinen Gefolgsmann.

Duric sieht Hussejn mit kurzen, energischen Schritten der Frau nachgehen. Er beobachtet, wie er sie anspricht, wie sie ihm ihre Tasche übergibt und wie sie nebeneinander um die Straßenecke biegen.

Keine Achtung vor fremdem Gut

Hussejn geht durch die Zimmer des Siedlungshauschens, als gehörte es ihm und nicht dem Schäfer Georg Buck. Er zieht hier eine Schublade aus dem Schrank und nimmt dort eine Photographie von der Wand, um sie zu betrachten. Vor einem Brautbild bleibt er stehen: „Das - du und dein Mann?“ fragt er und sieht Maria Buck mit einem hintergründigen Lächeln an.

„Tu das weg“, sagt die Frau ungehalten. „Das ist lange vorbei!“

„Vorbei?“ Hussejn hebt erstaunt die Brauen. „Und jetzt, wo Mann jetzt?“

„Er wohnt in seinem Schäferkarren. In Abmannshausen. Nicht mehr mit mir zusammen. Du verstehst? Wir nicht mehr gut zusammen!“

„Ah ja, nix mehr wie Mann und Frau. Gut, sehr gut.“ Stumm blickt er eine Weile vor sich hin. Er verarbeitet seine Eindrücke. Langsam, aber sehr genau. „Dein Mann reich?“ fragt er lauernd.

Keine Regung im Gesicht der Frau zeigt, was sie denkt. Nichts deutet darauf hin, daß in diesem Augenblick ein Gedanke sie anspringt, der sie fortan nicht mehr loslassen wird. Eine Vorstellung, zunächst noch blaß und undeutlich, formt sich zu einem Plan. Er wird sie, Hussejn, seine Komplizen und eine Handvoll Unschuldiger in den Abgrund reißen.

Maria Buck lächelt böse. „Reich? Vielleicht, ich weiß nicht recht. Ich seh' ihn so selten. Zuletzt war er da - paß auf -“ sie zählt an ihren Fingern nach, „zwei - drei - fünf Wochen vorher.“ Unwillkürlich senkt sie die Stimme, als sie neben Hussejn tritt. „Da hab' ich eine Brieftasche gesehen bei ihm. Sie war ganz voll.“

Hussejn starrt sie an. Seine dunklen Augen sind ohne jeden Ausdruck. „Wie viel war es?“ „Sechstausend Mark.“ Maria Buck geht hinter zur Anrichte und holt zwei Gläser hervor. „Warum fragst du?“

Hussejn antwortet nicht. Die Frau schenkt die Gläser voll. Sie stoßen an und sehen sich dabei in die Augen. „Wann dein Mann kommt wieder?“ fragt Telalovic. „Heute nicht!“ flüstert Maria. (Fortsetzung fol. 3)



Hussejn läßt die Frau nicht aus den Augen. „Warte hier auf mich“, sagt er zu Arif Duric.



Zu einem uralten Fest ... versammeln sich alljährlich am 1. März die Kinder der Dörfer des Engadin. Zum Chalandi Marz, wie dieser Tag genannt wird, vollführen sie mit Kuhschellen und größeren Glocken großen Lärm, um den Frühling herbeizurufen, der es allerdings selten eilig hat, der Aufforderung zu folgen.

Das Kind an der Schreibmaschine

In jungen Jahren lernt man leichter

Gewiß, auch ein Erwachsener kann Klavierspielen, Morsen oder Schreibmaschinenschreiben erlernen. Aber die technische Leistung und Fertigkeit werden um so größer sein, je eher in den Kinderjahren mit dem Lernen begonnen wird.

Man wird noch von keinem großen Meister der Musik gehört haben, daß er sein Instrument nicht schon mit Kinderjahren zu erlernen begann, und zwar so, daß dann die Technik selbstverständliche Grundlage für die musikalische Interpretation wurde.

Als im letzten Krieg junge Rekruten neben an Jahren gewichtigeren Herren im Funken ausgebildet wurden, erwies es sich, daß Lebenserfahrung und Intelligenz nicht ausschlaggebend für das erreichte Höchsttempo im „Geben“ und „Hören“ waren. Die Jüngeren überundeten schnell die Älteren, wenn das Tempo des Funkens die Grenze des Bewußtsein überschritt.

Merkwürdigerweise ist es heute noch durchaus nicht allgemein gebräuchlich, Kinder mit der Schreibmaschine schon in jüngeren Jahren vertraut zu machen, obwohl für das spätere Berufsleben mit einem frühen Lernbeginn ein sehr großer Vorsprung erreicht wird, das gilt für Jungen wie für Mädchen.

Der größte Teil der Schüler und Schülerinnen eines Düsseldorfer Studios neuzeitlicher Fernausbildung sind Kinder, die mit viel Eifer an ihrer eigenen Schreibmaschine unter sehr gründlicher theoretischer Anleitung mehr als „tippen“ lernen.

Es wäre nämlich falsch, den Kindern die Schreibmaschine nur als Spielzeug zu überlassen, auf dem sie mit den Fingern herumklappern. Richtige Fingerverteilung, richtige Haltung der Arme und des Körpers, übersichtliches Anordnen des Schriftsatzes und saubere Buchstabenreihen sind von der ersten Stunde an Grundforderungen, auf deren Einhaltung auch die Eltern in liebevoller Kontrolle achten sollten.

Einer der Rockefeller wurde einmal bei seiner Gesellschaft, die er an Bord seiner Luxusjacht gab, von einem der Gäste gefragt, was denn der Unterhalt einer solchen Jacht koste. Er selber gedenke sich eine zuzulegen möchte aber ungefähr wissen, mit welchem Betrag er rechnen müsse. Die Antwort ist inzwischen schon klassisch geworden: „Wenn Sie rechnen müssen, lieber Freund, dann ist eine Jacht für Sie in jedem Falle zu teuer.“

Nun, die Zeiten haben sich geändert und die „cruiser“ mit ihren strahlend weißen Rümpfen und schweren Dieselmotoren sind schon seit Jahren nicht mehr das Privileg der oberen Hundert Amerikas. Diejenigen aber, die auf ihre Exklusivität bedacht und besetzt sind von dem Willen, sich auch weiterhin in ihren Gewohnheiten von den „Neureichen“ zu unterscheiden, haben ein anderes Wasserfahrzeug entdeckt: die Dschunke. Sie ist sozusagen der letzte Modeschrei in den USA.

Wie es angefangen hat, vermag, wie so oft in solchen Fällen, schon niemand mehr mit Gewißheit zu sagen. Fest steht, daß die Werften in Hongkong neuerdings kaum noch wissen wie sie alle Bestellungen ausführen sollen. Lieferzeiten von mehreren Monaten werden von den Kunden mit Geduld hingenommen.

„Noch vor drei Jahren haben wir nur neun Dschunken nach Amerika exportiert, im vergangenen Jahr waren es bereits 600, und für 1960 haben wir schon an die 1000 Bestellungen“, erklärte ein Vertreter der Schiffbauer in der britischen Kronkolonie letzthin. „Leider können die meisten Amerikaner nicht verstehen“, fügte er bedauernd hinzu, „daß eine Fließbandproduktion auf unserem Gebiet einfach nicht möglich ist.“

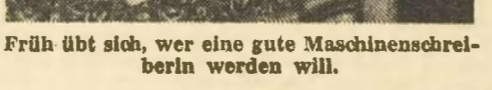
Tatsächlich ist das Bauen von Dschunken eine rein handwerkliche Angelegenheit, ausgeübt von Männern, die ihre Kunst von den Vorvätern lernten. Ein Meister dieser Kunst würde es als eine Zumutung betrachten, wenn jemand mit Plänen oder Modellen zu ihnen käme. Sie bauen die Dschunken so, wie sie es gewohnt sind. Die Werkzeuge sind fast ausschließlich die gleichen, wie sie vor 1000 Jahren benutzt wurden: vorsinfältliche Drillbohrer, die durch Lederriemen gedreht werden, Handsägen, die jedem Zimmermann in Europa nur ein mitleidiges Lächeln entlocken würden, und Hobel, wie sie in unseren Brettergeräten schon lange nicht mehr benutzt werden. Die Schiffbaumeister verzichten sogar auf den Zollstock. Sie ersetzen ihn durch ihr Gefühl für die Proportionen, die die Dschunke haben muß, wenn sie schwimmfähig sein soll.

Wer einmal in so einem Treffbuch blättert, findet dort Schicksale aller Art niedergeschrieben. In wenigen Sätzen nur, aber man spürt doch Enttäuschung oder Hoffnung.

Schon die Handschriften können viel über die Menschen aussagen, die sich auf den Seiten dieser Bücher eintragen. „Ich wartete den ganzen Tag vergebens, hast du meinen Brief nicht erhalten? Frau M. aus Brooklyn/New York“. Oder „Hast du inzwischen einen neuen Paß für mich besorgt? Dann gib mir in diesem Buch Nachricht. Deine Frau G.“. Oder ein junges Mädchen schreibt: „Ich habe den ganzen Tag auf dich gewartet. Wie kann man nun so treulos sein wie du? Inge“.

Da gibt weiter ein Engländer seinen Freunden, die mit einem späteren Zug ankommen, Nachricht, er sei schon in die „Sprachschule“ gegangen, und man könne ihn unter folgender Adresse erreichen... Ein Mann aus dem Baltikum regt ein Treffen von Rigaer Schülern an.

Meist aber findet man bedauernde oder gar verzweifelte Sätze über ein nicht zustande gekommenes Treffen. Menschen, die sich auf dem Bahnhof zwischen den Zügen sehen und sprechen wollten und aus irgendeinem Grunde doch nicht zusammenkamen, sind zu den „Hauptkunden“ der „Treffbücher“ geworden. Manche von ihnen fügen ihrer Notiz noch eine fast strafend klingende Bemerkung an, etwa wie diese: „Ich habe mich nun einfach in den



Früh übt sich, wer eine gute Maschinenschreiberin werden will.

dem Kind nicht etwa soviel zugemutet, daß sein sonstiges Lernpensum und seine Spielzeit über Gebühr eingeschränkt würden. Monatlich ist nur eine schriftliche Arbeit einzusenden, die das Kind, zensiert und mit Hinweisen versehen, zurück erhält.

Amerikas letzter Modeschrei: Dschunken

In den Werften von Hongkong herrscht Hochbetrieb - Altes Handwerk kommt zu Ehren

Gegenüber allen anderen Segeljachten hat die Dschunke einen erheblichen Vorteil: Man braucht kein Experte zu sein, um sie handhaben zu können. Sie ist praktisch narrensicher. Dazu kommt noch, daß sie bei starker Brise wie ein Kork auf dem Wasser herumtanz, ohne daß man Angst vor dem Kentern zu haben braucht, was dem Besitzer zu einem aufregenden, aber keineswegs sehr gefährlichen Abenteuer verhilft.

Schließlich, und das ist wohl der ausschlaggebende Grund für die plötzliche Beliebtheit jener exotischen Wasserfahrzeuge, hat nicht jeder eine Dschunke. Das beste Geschäft dabei machen die Importeure. Eine Dschunke, die in Hongkong etwa 1000 Dollar kostet, wird in den USA für mindestens 3500 Dollar angeboten. Ehe sie den Käufer erreicht, ist sie dann in der Regel noch einmal um einige tausend Dollar teurer geworden.

Immerhin, wer im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einen Bekannten zu einer kleinen Kreuzfahrt auf seiner Dschunke einlädt, kann damit rechnen, daß er bewundert wird.

Immerhin, wer im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einen Bekannten zu einer kleinen Kreuzfahrt auf seiner Dschunke einlädt, kann damit rechnen, daß er bewundert wird.

Immerhin, wer im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einen Bekannten zu einer kleinen Kreuzfahrt auf seiner Dschunke einlädt, kann damit rechnen, daß er bewundert wird.

Immerhin, wer im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einen Bekannten zu einer kleinen Kreuzfahrt auf seiner Dschunke einlädt, kann damit rechnen, daß er bewundert wird.

„Ich wartete den ganzen Tag vergebens!“

Das „Treffbuch“ im Kölner Hauptbahnhof feiert Geburtstag

Zehn Jahre ist es her, seit im Kölner Hauptbahnhof das erste „Treffbuch“ der Deutschen Bundesbahn ausgelegt wurde. Immer wieder baten Reisende die Auskunftsbeamten, Briefe mit Nachrichten für Freunde und Bekannte anzunehmen. Nun will man ja der Bundespost keine Konkurrenz machen. Andererseits wollte die Bundesbahn die Wünsche der Reisenden auch nicht ablehnen. So kam man auf das Treffbuch. Dort kann jeder für seine Verwandten oder seinen Freund eine Nachricht eintragen.

Wer einmal in so einem Treffbuch blättert, findet dort Schicksale aller Art niedergeschrieben. In wenigen Sätzen nur, aber man spürt doch Enttäuschung oder Hoffnung.

Schon die Handschriften können viel über die Menschen aussagen, die sich auf den Seiten dieser Bücher eintragen. „Ich wartete den ganzen Tag vergebens, hast du meinen Brief nicht erhalten? Frau M. aus Brooklyn/New York“. Oder „Hast du inzwischen einen neuen Paß für mich besorgt? Dann gib mir in diesem Buch Nachricht. Deine Frau G.“. Oder ein junges Mädchen schreibt: „Ich habe den ganzen Tag auf dich gewartet. Wie kann man nun so treulos sein wie du? Inge“.

Da gibt weiter ein Engländer seinen Freunden, die mit einem späteren Zug ankommen, Nachricht, er sei schon in die „Sprachschule“ gegangen, und man könne ihn unter folgender Adresse erreichen... Ein Mann aus dem Baltikum regt ein Treffen von Rigaer Schülern an.

Meist aber findet man bedauernde oder gar verzweifelte Sätze über ein nicht zustande gekommenes Treffen. Menschen, die sich auf dem Bahnhof zwischen den Zügen sehen und sprechen wollten und aus irgendeinem Grunde doch nicht zusammenkamen, sind zu den „Hauptkunden“ der „Treffbücher“ geworden. Manche von ihnen fügen ihrer Notiz noch eine fast strafend klingende Bemerkung an, etwa wie diese: „Ich habe mich nun einfach in den

Karnevalstrubel gestürzt“ oder „Vielleicht findest du mich in irgendeiner Gaststätte am Rhein“.

Kurz und amüsant

Eine Wiege für Erwachsene...

... wurde auf einer Ausstellung in New York gezeigt. Sobald sich die betreffende Person, die unter Schlaflosigkeit leidet, unruhig bewegt, beginnt die Wiege zu schaukeln. Unter den gleichmäßigen Bewegungen soll dann der Schlaflose in einen tiefen Schlaf sinken.

Mißverständnisse...

... gab es, als Italien im Rahmen einer Wirtschaftshilfe an Kamerun 440 Zentner Spaghetti lieferte, die an unterentwickelte Stämme weitergeleitet wurden. Die Frauen kochten die Nudeln und flochten sich Teigzöpfe ins Haar. Das Essen der Nudeln wurde sogar vom Stammesältesten verboten.

Duftende Papierbecher

... finden in den USA in der letzten Zeit großen Anklang. Sie sind entsprechend der Art der Getränke, für die sie bestimmt sind, parfümiert. So gibt es beispielsweise Becher mit Kaffeete- oder Bierduft.

Doch es gibt auch andere „Kunden“ der Treffbücher. Das sind zum Beispiel jene Mädchen, die Fahrtbekanntschäften suchen. Der Kommentar der Bundesbahn dazu lautet: „Für derartige Notizen stellen wir unsere Treffbücher selbstverständlich nicht zur Verfügung.“

Die Bücher werden jetzt auch nicht mehr offen ausgelegt, sondern unter dem Tisch versteckt. Das Beispiel des Kölner Treffbuches hat Schule gemacht. Überall auf den großen Bahnhöfen im Bundesgebiet findet man heute Treffbücher. Aber auch die Bahnhöfe in Paris, Rom, Barcelona und anderer ausländischer Städte haben diese Einrichtung übernommen, und wenn noch einige Jahre vergehen, wird es für jeden größeren europäischen Bahnhof vielleicht eine Selbstverständlichkeit sein, ein Treffbuch zu besitzen.

Zauber der Musik

In Mogliano Veneto/Italien stritten sich angeleitete Gäste vor einem Restaurant, in dem ein Opernsänger saß. Er ging hinaus, intonierte die Figaro-Arie aus dem ersten Akt des „Barbiers“ und trat singend zwischen die Kampfahnen. Sie ließen von Boxen ab und klatschten ihm wie alle anderen begeistert Beifall. Ein gemeinsamer Umtrunk besiegelte den Frieden.

Wo stand die Wiege der Eskimos?

Wissenschaftler lüfteten das Geheimnis - Ein Blutfaktor wies den Weg

Im Norden des amerikanischen Kontinents, genauer gesagt in Kanada, Alaska und Grönland, leben etwa 35 000 Eskimos. Sie stehen sozusagen unter Naturschutz, weil die Amerikaner, die Kanadier und die Dänen sie vor dem Aussterben bewahren wollen, da es sich gezeigt hat, daß jenem Volk der Kontakt mit dem weißen Mann und seiner Zivilisation nicht sehr gut bekommen ist. Krankheiten - oft so harmlose wie ein Schnupfen oder eine Grippe - erwiesen sich für die Eskimos oft als überaus gefährlich, vor allem, weil ihr Körper gegen diese - in jenem Teil der Erde bis dahin unbekannt - Erkältungen keine Resistenz besaß.

Alle Schutzmaßnahmen haben es nicht verhindern können, daß die Zahl der reinblütigen Eskimos sich immer mehr vermindert. Die Forscher, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, jenes Volk zu erforschen, wissen, daß sie sich auf einen Wettlauf mit der Zeit eingelassen haben.

Man weiß heute vieles über die Lebensgewohnheiten der Eskimos, was bis vor wenigen Jahren noch unbekannt war. Die Ernährungswissenschaftler, die sich mit ihnen befaßten, kamen aus dem Staunen kaum heraus. Nach allem, was sie in ihren Büchern und bei den Vorlesungen gelernt hatten, hätte die einförmige Diät des kleinen Völkchens, das weder frisches Obst noch Gemüse kennt, zu schweren gesundheitlichen Schäden führen müssen, doch das war keineswegs der Fall. Der Gesundheitszustand der Eskimos, soweit sie nicht von Infektionskrankheiten des weißen Mannes angegriffen worden waren, erwies sich als überdurchschnittlich gut. Körperliche Anstrengungen, die einen nach den neuesten Erkenntnissen der Nahrungsmittelforscher ernährten Schwerarbeiter zu schaffen gemacht hätten, wurden von den Eskimos ohne die geringsten Schwierigkeiten bewältigt.

Die Forschungen ließen aber immer eine große Frage offen, nämlich die, woher das Volk stammt. Bis vor kurzem waren sich die Gelehrten ziemlich einig darüber, daß die Wiege der Eskimos irgendwo in Asien gestanden habe, daß ihre Rasse mongolischen Ursprungs sei, daß ihre Vorfahren über die Behringsee nach Amerika eingewandert seien. So einleuchtend diese Theorie auch sein mochte, einige Wissenschaftler wollten sich mit ihr nicht zufriedengeben. Lange Zeit standen sie allein auf weiter Flur. Dann aber erhielten sie Unterstützung von einer Seite, von der sie sie nicht im Traume erwartet hätten: den Medizinern.

Sie entdeckten in Venezuela einen bisher unbekannt Blutfaktor, von dem sich herausstellte, daß er nur bei Kindern von Eltern auftrat, in deren Adern mongolisches Blut rohte. Die Forscher wollten anfangs ihren Augen kaum glauben, doch zahlreiche, sich über Jahre erstreckende Tests bewiesen, daß sie sich nicht geirrt hatten.

Als dann, nachdem jeder Irrtum ausgeschlossen war, die Anthropologen versuchten, mit Hilfe von Bluttests dem Geheimnis der Herkunft der Eskimos auf die Spuren zu kommen, erlebten sie die große Überraschung: Es zeigte sich, daß kein Angehöriger jenes Volkes den neuentdeckten Blutfaktor (Diego-Faktor) aufzuweisen hatte. Die logische Folgerung war die, daß die Eskimos nicht aus Asien eingewandert seien, was schon der dänische Polarforscher Rasmussen bestritten hatte. Er glaubte, die Wiege jenes Volkes in der Gegend der Hudsonbai gefunden zu haben, ohne allerdings von den Wissenschaftlern ernst genommen zu werden. Heute sieht es so aus, als habe Rasmussen durchaus recht gehabt.

Wenn aber, was inzwischen als bewiesen gelten darf, die Eskimos nicht aus Asien

eingewandert sind, wenn sie wirklich zuerst an der Hudsonbai das Licht der Menschheitsgeschichte erblickten, dann bleiben immer noch viele Fragen offen.

Rätselhaft ist auch die Entdeckung der Eskimostadt Iputak in Alaska, wo dänische Archäologen 1950 die Ruinen einer menschlichen Ansiedlung entdeckten, in der mindestens 4000 Eskimos gelebt haben müssen. Auf dem Friedhof vor den Toren der Siedlung fanden sie viele tausend Gräber. Die Beigaben aus Knochen und Elfenbein - man weiß bis heute nicht, woher das Elfenbein kam - waren wahre Kunstgegenstände. Was fehlte, waren überraschenderweise Tranlampen, woraus man schließen kann, daß die Waljagd damals noch nicht üblich war. „Wir haben einige Türen aufgestoßen“, sagen die Forscher. „Dahinter sind noch viele andere Türen. Wir wissen heute viel mehr über die Eskimos als vor zehn Jahren, aber letztlich bleibt dieses Volk immer noch eines der rätselhaftesten der Erde. Wir bemühen uns, den Geheimnissen seiner Herkunft auf die Spur zu kommen, aber wir haben nicht mehr viel Zeit, denn wir geben uns keinen Illusionen hin: Die Tage der Eskimos sind gezählt.“

„Selbstbedienungskino“

In Chicago wurde mit dem Bau des ersten „Selbstbedienungskino“ begonnen. Der Wolkenkratzer wird zehn verschiedene Zuschauerräume beherbergen und in jedem von ihnen zeigt man einen anderen Film. Die Anfangszeit werden derart gehalten sein, daß jede Viertelstunde ein Film beginnt.

Ein Zuschauer, der das Selbstbedienungskino betritt, kann sich also zunächst eine Viertelstunde lang einen Film ansehen. Wenn ihm der Verlauf der Handlung nicht gefällt, begibt er sich einfach in den nächsten Zuschauerraum, wo gerade ein anderer Film

ankommt. Sollte auch dieser Film nicht seinen Geschmack finden, so sucht er einen dritten Zuschauerraum auf usw. Der „Kunde“ des Selbstbedienungskino kann also insgesamt vier Stunden bleiben, denn auf Grund der Eintrittskarte hat er das Recht, den Anfang von zehn Filmen zu betrachten, das heißt, zehnmal eine Viertelstunde macht 150 Minuten und außerdem darf er sich einen Film ganz ansehen: 90 Minuten; zusammen also 240 Minuten oder vier Stunden.

Ein Tambour-Major...



... von riesigen Ausmaßen ist er von nun an ein nicht alltäglicher Anblick. Zur Fastnacht in Basel spielen unter seiner Leitung die Trommler- und Flötenkorps auf, um die Karnevalsnarren noch nährlicher zu machen.



lautet die Devise der sportliche oder elegante Haarfilz aus marineblauer

Es gibt viele Männer, die sind, Grundsätze zu haben müssen sein! Wer keine Let wird leicht zum Spielball. Doch leider verwechseln häufig Grundsätze mit P doch dasselbe? Nein, gar Grundsätze haben die gro zugeben, Prinzipien aber als lästige Fischbeinstange Lebens. Nur Leute mit sc brauchen sie. Und damit si Kern der Sache!

Frauen, die mit Männer die Prinzipienreiter sind, hi Leider ist ihre Zahl Legic ziplenreiter ist häufig ein kenperfer.

Das Prinzipienreiten fän nern schon beim Essen an, her sind sie auf ein paar I eindressiert. Diese Gerucht unentwegt essen. Versucht etwas Neues auf den Tisch sofort das Prinzipienpony Trab gesetzt. Nein, das list nicht. Auf seinen Tisch k modische „Zeug“ nicht! Er

Die dänischen Männer t gegen hübsche Mädchen. Di sie eine besondere Schö Neugeburt erhielt den Koks“. Es ist die 25jährige, sehende frühere Hande Bossen. Von 250 dänische sie das Rennen, nachder Bürgermeister, Journalisten kehrschafleute die Bewerke ren Prüfung in kulturell lichen Fragen sowie in unterworfen hatten. Natü jungen Mädchen obendre repräsentativ sein. Schließ der dänische Finanzminis Landwirtschaftsminister S ständnis. Die Wahl einer welche Bedeutung man geschickten Versorgung m fen zumißt. Dänemark besi Vorräte. Für Industrie, I Haushalt ist es völlig auf Ausland, in erster Linie z kohle, angewiesen. Zu die von den dänischen Brenns Organisation „Cinderkoks“ ren Dienst ist jetzt Miß Unterstützung, der zusti macht sie Reisen ins Aus bereits auf ihrer ersten A

Die Wiese

Frühlingsahnen liegt an der Luft. Der Tag ni steigt. Doch leider will u Tatsache oft nicht so besad wir uns das im Winter vor sind ganz einfach müde u Ursache ist rasch genant der Frühjahrs Müdigkeit. I en, müssen wir etwas da, vor allem die Hausfrauen s gegen die Frühjahrs Müd Küche geschlagen. Mache zure Küche also zur Früh Mixen Sie dort die dive nahrhaften Sachen. Und ri appetitlich an.

Ananas-R

Für diejenigen, die etw ben, mischen Sie sehr ki mit Ananasstückchen und in Schälchen. In die Mi Spur Ingwer, beträufeln noch mit frischem Zitro einen Löffel süßen Rahm i

Grüne Cr

Hier nehmen Sie Cockt zur Hälfte mit Creme aus gewiegten grünen Kräut und stecken Pumpernickl Ausgezeichnet mit Kart



„AUF JEDEN FALL A LA POSTILLON!“ lautet die Devise der diesjährigen Hutmode für junge Damen, ganz gleich, ob es sich um sportliche oder elegante Modelle handelt. Links: Sportlicher Chasseur aus lindgrünem Haarfilz aus marineblauer Rips garnitur. — Rechts: Jugendlicher Bolero aus Phantasiestroh.

Bitte nicht immer gleich „Kontra“!

Übertreibungen erweisen sich oft als falsch

Täglich sollen die Hausfrauen durch Werbeglossens dazu bewegt werden, dieses oder jenes zu kaufen. Von allen Seiten werden sie umworben, wobei meistens mit einleuchtenden und lockenden Beiworten — „So nahrhaft!“, „So gesund!“, „So wohlschmeckend!“. „So natürlich!“ — nicht gespart wird. Demnach ist es also eine Lust zu leben, eine ungeübte Freude, essen und trinken zu können. Es gibt hier nämlich auch eine andere Seite: „Nur kein Fleisch! Vegetarisch essen ist das einzig Richtige!“ — „Ich brauche mein Kotelett in der Pfanne, nur das gibt Kraft!“ — „Grundsätzlich nichts Gebratenes, allein gegrilltes Fleisch!“ — „Nur Rohkost erhält gesund!“ Der eine warnt vor tierischen Fetten, der andere dagegen empfiehlt nur Butter, der nächste verdammt alle Mehlspeisen, der übernächste wiederum schwört speziell auf Nudeln. Demnach ist es also riskant, alles zu essen und zu trinken, was einem schmeckt. Vor jeder Mahlzeit gilt es daher, Gut und Böse voneinander zu trennen. Was aber ist gut und was böse? Wissen das die Ärzte und Wissenschaftler? Von den

Vortragspulten klingen Worte herab, die zweifellos gut fundiert und ehrlich gemeint sind, von den unentbehrlichen Kohlehydraten angefangen bis zu den lebenswichtigen Fettsäuren. Wenn man dann aber zum Beispiel als einfache Hausfrau, die mit diesen Begriffen in der Küchenpraxis nicht sehr viel anfangen kann, eine Antwort auf die Frage finden möchte, „Wie erhalte ich die schlanke Linie?“ dann wird es auch hier schwierig. Der eine macht für den größeren Leibesumfang die Kartoffeln verantwortlich, der zweite das Brot, der dritte Butter und Margarine, der vierte ein Zuviel an Bier, Sülzweinen oder Spirituosen, der fünfte den Mangel an Bewegung, der sechste... nun, und so weiter. Wem soll man da glauben? Denn für jeden, der eine Meinung vertritt, findet man gleich einen, der diese zu widerlegen versucht. Eines aber läßt hoffen: Erfreulicherweise gibt es noch Stimmen, die nicht das eine verdammten, um dafür das andere in den Himmel zu heben. Stimmen, die nicht gleich „gegen“

Lebensweisheiten

Man sollte auch aus den Fehlern anderer lernen, denn kein Mensch hat so viel Zeit, sie alle selber zu machen.

Was man tut, wenn man Zeit hat, braucht man nicht zu tun, wenn man keine hat.

Wenn wir uns fragen, woran es liegt, daß früher angeblich alles so viel besser und schöner war, dann müssen wir antworten: an unserem schlechten Gedächtnis.

sagen, sondern die nach einem „nebeneinander“ suchen, die den Braten neben der Rohkost gelten lassen, die Margarine neben der Butter, die Tasse Kaffee mit Milch und Zucker neben dem Glas Obstsaft. Und das scheinen die Vernünftigsten zu sein. Gerade als Frau hat man nämlich herzlich wenig Verständnis für ein fanatisches „entweder — oder“. Übertreibungen, gleich, nach welcher Seite hin, haben sich schon allzuoft als falsch erwiesen. Also auch in der Küche nicht immer gleich „Kontra“! **Annegret Pa j u n k**

Grundsätze sollte der Mensch haben

Aber Prinzipien vergällen das Leben

Es gibt viele Männer, die sehr stolz darauf sind, Grundsätze zu haben. Nun, Grundsätze müssen sein! Wer keine Lebensgrundsätze hat, wird leicht zum Spielball des Lebens. Doch leider verwechseln die Männer sehr häufig Grundsätze mit Prinzipien. Das sei doch dasselbe? Nein, ganz und gar nicht! Grundsätze haben die große Lebenslinie anzugeben, Prinzipien aber sind weiter nichts als lästige Fischbeinstangen im Korsett des Lebens. Nur Leute mit schwachem Rückgrat brauchen sie. Und damit sind wir schon beim Kern der Sache! Frauen, die mit Männern verheiratet sind, die Prinzipienreiter sind, haben es nicht leicht. Leider ist ihre Zahl Legion, denn das Prinzipienreiten ist häufig ein männliches Steckenpferd. Das Prinzipienreiten fängt bei vielen Männern schon beim Essen an. Von ihrer Mutter her sind sie auf ein paar Hausmachergerichte eindressiert. Diese Gerichte möchten sie nun unentwegt essen. Versucht die Frau einmal, etwas Neues auf den Tisch zu bringen, wird sofort das Prinzipienpony bestiegen und in Trab gesetzt. Nein, das läßt „ER“ aus Prinzip nicht auf seinen Tisch kommt dieses neumodische „Zeug“ nicht! Er will, wie bei seiner

Mutter, seine versalzene Bohnensuppe, seine Bratkartoffeln mit Leberkäse oder seine Linsen mit Spätzle. Da kann es dem Sohn des Prinzipienreiters zum Beispiel passieren, daß er „aus Prinzip“ kein Taschengeld erhält (weil der Prinzipienreiter in seiner Jugend ebenfalls keines erhielt), da hat die Ehefrau unbedingt darauf zu achten, daß die fünf rostigen Schrauben in der Werkzeugschublade stets neben dem Schnurknäuel liegen, da darf die Tochter „aus Prinzip“ nicht später als neun Uhr abends nach Hause kommen, mag sie auch bei Verwandten sein und vom Onkel persönlich nach Hause begleitet werden. „Aus Prinzip“ verleiht der Prinzipienreiter kein Geld, mag der Hilfesuchende auch ein langjähriger Freund sein, der plötzlich und unverschuldet in Not geraten ist, „aus Prinzip“ lehnt er moderne

Kunst ab und „aus Prinzip“ wartet er bei einer Verabredung nicht länger als zwei Minuten. Oh, es gibt noch Tausende derartiger kleiner Prinzipien! Was ein echter Prinzipienreiter ist, der legt sich mit zunehmendem Alter immer neue Prinzipien zu, um sich selbst und seiner Familie damit das Leben zu vergällen. Denn daß Prinzipienreiterei den Mitmenschen das Leben erschwert, darüber gibt es wohl keinen Zweifel. Und auch der Prinzipienreiter selbst ist kein glücklicher Mensch, weil er sich nur in der engen Hürde seiner Prinzipien bewegt. Im Grunde genommen sind alle Prinzipienreiter schwache Menschen, die sich künstlich ein Stützkorsett aus Prinzipien schaffen, um vom Leben nicht umgeworfen zu werden.

Gute Tips — kleine Tricks

Kniffe und Winke für die Hausfrau

Rohseide und reine Seide soll nur in handwarmer Seifenlauge gewaschen werden. Dem letzten Spülwasser setzt man etwas Essig zu, der die Farben auffrischt. Butter läßt sich leichter schaumig rühren, wenn man etwas Mehl beifügt. Likörflecken aus Tischtüchern reibt man mit verdünntem Spiritus aus. Dann wird der Fleck noch in warmem Wasser ausgießen und schließlich noch über Wasserdampf gehalten. Wenn Sie Ihre Wäsche schonen wollen, sollten Sie sie nach dem Waschen immer nur in der Längsrichtung auswringen, da die Längsfäden besonders widerstandsfähig sind. Die Emaillebeschicht an einem Emailgeschirr wird ganz besonders widerstandsfähig, wenn man neues Geschirr zunächst auskocht und dann das Wasser darin erkalten läßt. Wenn Sie einen besonders feinen Strudelteig erzielen wollen, raten wir Ihnen, ihn statt mit Öl mit Butter zu backen.

Fettflecken auf Parkettfußböden entfernt man mit Tetrachlorkohlenstoff. Bei schweren Möbelstücken, die auf Teppichen stehen, sollte man die Füße mit starken Filzstücken oder mit den künstlichen Möbeluntersetzern unterlegen. Nur so ist Gewähr gegeben, daß die Teppiche an den Druckstellen nicht ruiniert werden. Wenn Sie Wäsche auf dem Herd kochen, empfiehlt es sich, die Herdplatte vorher mit Öl einzureiben, damit später eventuell überlaufende Lauge leichter zu beseitigen ist und keine Flecke hinterläßt. Haushaltsgegenstände aus Holz reinigt man am zweckmäßigsten mit Scheuersand. Elweiß schlägt man am besten in einem Porzellangefäß. Hat es Bierflecke gegeben? Nun, Sie können diese Flecke durch Auswaschen mit lauwarmem Salmiak-Seifenwasser oder durch sofortiges Auswaschen mit scharfem Salzwasser verhältnismäßig leicht entfernen.

Gestatten: „Miß Koks“

Die dänischen Männer haben gewiß nichts gegen hübsche Mädchen. Diesmal aber wählen sie eine besondere Schönheitskönigin. Die Neugewählte erhielt den Ehrennamen „Miß Koks“. Es ist die 25jährige, sehr attraktiv aussehende frühere Handelsstudentin Grethe Bossen. Von 250 dänischen Mädchen machte sie das Rennen, nachdem in fünf Städten Bürgermeister, Journalisten und Fremdenverkehrsleute die Bewerberinnen einer schweren Prüfung in kulturellen und wirtschaftlichen Fragen sowie in Sprachkenntnissen unterworfen hatten. Natürlich mußten die jungen Mädchen obendrein gut aussehen und repräsentativ sein. Schließlich bekundeten auch der dänische Finanzminister Kampmann und Landwirtschaftsminister Skytte ihr Einverständnis. Die Wahl einer „Miß Koks“ zeigt, welche Bedeutung man in Dänemark der gesicherten Versorgung mit festen Brennstoffen zumißt. Dänemark besitzt keinerlei eigene Vorräte. Für Industrie, Landwirtschaft und Haushalt ist es völlig auf Einfuhren aus dem Ausland, in erster Linie auf deutsche Ruhrkohle, angewiesen. Zu diesem Zweck wurde von den dänischen Brennstoffimporturen die Organisation „Ginderkoks“ geschaffen. In deren Dienst ist jetzt Miß Koks getreten. Mit Unterstützung der zuständigen Behörden macht sie Reisen ins Ausland und hat sich bereits auf ihrer ersten Auslandsmission, die

sie nach Hamburg führte, als glänzende Diplomatin erwiesen.



Die Küche als Vitamin-Bar

Vitamine zur Bekämpfung der Frühjahrsmüdigkeit

Frühlingsmorgen liegt an schönen Tagen schon in der Luft. Der Tag nimmt zu, das Licht steigt. Doch leider will uns diese erfreuliche Tatsache oft nicht so beschwingt machen, wie wir uns das im Winter vorgestellt haben. Wir sind ganz einfach müde und zerschlagen. Die Ursache ist rasch genannt: Wir leiden unter der Frühjahrsmüdigkeit. Um sie los zu werden, müssen wir etwas dagegen tun. Das geht vor allem die Hausfrauen an, denn die Schlacht gegen die Frühjahrsmüdigkeit wird in der Küche geschlagen. Machen Sie als Hausfrau ihre Küche also zur Frühjahrs-Vitamin-Bar! Mischen Sie dort die diversen Vitamine mit nahrhaften Sachen. Und richten Sie das Ganze appetitlich an. **Ananas-Reis** Für diejenigen, die etwas Pikant-Süßes lieben, mischen Sie sehr könnig gekochten Reis mit Ananasstückchen und füllen die Mischung in Schälchen. In die Mitte geben Sie eine Ingwer, beträufeln das Ganze zuletzt noch mit frischem Zitronensaft und geben einen Löffel süßen Rahm darüber. **Grüne Creme** Hier nehmen Sie Cocktailgläser, füllen sie zur Hälfte mit Creme aus Gervais, Rahm und gewiegten grünen Kräutern, leicht gesalzen. Die stecken Pumpernickelstreifen hinein. Ausgezeichnet mit Kartoffelchips oder den

ersten neuen Kartoffelchen, im Ofen gebacken, aufgespießt und sehr heiß serviert. **Joghurt Weiß-Rot** Schlagen Sie Joghurt mit Zucker und Zitronensaft und die gleiche Menge mit Sanddorn. Füllen Sie die rötliche Flüssigkeit in Gläser und geben Sie die weiße in die Mitte. **Gelberübencocktail** Geraspelte Gelbe Rüben mengen Sie mit Zitronensaft, Prise Zucker, Gewürzsalz und Olivenöl daran geben. Dann geben Sie noch in die Mitte einen Löffel Rahm. **Quarkcreme** Schlagen Sie frischen Quark mit Milch oder Rahm, etwas Eigelb und geriebener Zitronenschale mit Zucker. Geben Sie Rum darunter und garnieren Sie nach Belieben mit Früchten. **Grapefruit** Halbierete, eisgekühlte Grapefruit verzieren Sie mit Johannisbeergelee und gießen je ein halbes Glas Cognac darüber. **Bunte Eier** Auf den Boden eines Schälchens legen Sie grüne Salatblätter, darauf eine ausgehöhlte Eierhälfte. Mischen Sie Ananaswürfelchen mit Tomatenketchup und Meerrettich und füllen dies in die Eierhälfte. Garnieren Sie mit leichtgedrücktem hartem Eigelb.

Jede Frau möchte gefallen

Weibliche Eitelkeit verzaubert das Leben



Um seelisch im Gleichgewicht zu bleiben, braucht die Frau immer das Gefühl, zu gefallen und gebührend beachtet zu werden. Das junge Mädchen hat den natürlichen Instinkt, sich zu schmücken und sich in anziehender Weise zu kleiden. „Später“, so betont Jean Castelan in „Wie ist das Weib?“ (Rudolphsche Verlagsbuchhandlung, Lindau), „sucht eine gesund empfindende junge Frau sowohl sich selbst in Form zu halten als auch ihren Hausstand so schön zu gestalten, wie es ihre Verhältnisse erlauben — und manchmal auch etwas mehr —, um sich die Zuneigung ihres Mannes und gesellschaftlichen Einfluß zu sichern... Es wird einer vierzigjährigen Ehefrau gern übergenommen, wenn sie sich selbst und ihre Umgebung mit einer Sorgfalt pflegt, die vielleicht in manchen Fällen nach Übertreibung aussteht. Sie gibt Geld für Blumen aus, sie braucht das und wären noch Schuhe zu reparieren oder stehen andere kleine Lebensnotwendigkeiten aus. Sie aber hält es für richtig, sich vom Haushaltsgeld einen Schol, die Kosten für den Friseur und für die Nagelpflege abzusparen. Dies Verhalten kann der nüchternen männlichen Verstand meist nicht begreifen, es kommt ihm wie eigentlicher Leichtsinns und verschwenderische Spielerei vor. Für was — so fragt er mit überlegener Miene — braucht die Frau sich noch zurecht zu machen? Sie hat doch einen Mann, und ihr Haushalt ist auch in Ordnung. Der aber — so führt Jean Castelan fort — hat nicht viel Ahnung von dem, was in einer Frau vorgeht. Ihr ständiger Wunsch, sich Beachtung zu verschaffen, veranlaßt alle diese kleinen Maßnahmen, und ihr Wunsch entspringt einem natürlichen Trieb. Wehe der Hausgemeinschaft, in der die Frau ihre natürliche Eitelkeit verliert! Es gibt genug Beispiele dafür, was deren Verlust bedeutet. Schmucklos und ohne den Schimmer, der den Alltag erträglich macht, wird das Dasein, wenn die weibliche Eitelkeit nicht für die kleinen Verzauberungen sorgt. Wo also die weibliche Seele sich von dieser Seite zeigt, da denke der Mann daran, daß sie mit ihren natürlichen Kräften zur Gestaltung des Lebens beiträgt, so gut sie kann... Die Männer sollten also ihren Frauen die kleinen Eitelkeiten verzeihen, welche sie an fremden Frauen so gern sehen. Von Natur aus hat jede Frau den Trieb, zu gefallen.“ Diesem Trieb folgt sie, wenn man recht beobachtet, von der Wiege bis zur Bahre.



Sicherheitsrat

Mit 4 ständigen

PARIS. Zuverlässige Beobachtungen zu wissen, daß der Generalsekretär Spaak erw...

Mit einem Kopfnicken verzieh ich

Freiheit siegt / Von R. A. Sartor

Ich saß im Vorortzug und schaute gelangweilt aus dem Fenster, nur ab und zu schloß ich einen heimlichen Blick auf die junge Dame...

Das Tafeltuch und die Straußenfedern

Omi erhielt einen Kuß auf die Stirn

Die junge Braut deckte den Tisch für die Gäste, die zum Verlobungsfest erwartet wurden. Sie breitete ein die lange Festtafel bedeckendes Tisch Tuch aus...



GANZ GROSS IN FASCHINGSFORM IST DAS FUNKENMARIECHEN

Chin Fus seltsame Rettung

Eine Erzählung aus dem alten China

Es war im Jahre 1912. Schon damals bahnten sich in China jene Ereignisse an, die später das Riesenschiff zwischen Baumwollballen und Säcken...

Fernbehandlung

Zu dem Berliner Spezialisten für Haut- und Haarkrankheiten, Professor Lassar, kam ein Mann aus Ostpreußen...

Pierrot und Pierrette, Waldemar und Henriette, Drehen sich und springen; Laut die Gläser klingen...

Zwei schwer Flugzeugunglück

Über 80 Tote

Zusammenstoß in Brasilien

RIO DE JANEIRO. Am 1. stieg nachmittags gegen 5 Uhr stieß über der Bucht von Janeiro ein amerikanische...

Flugzeuge explodiert bei Shannon

SHANNON. In der Nacht Freitag ist in der Nähe des Flughafens Shannon 50 Personen besetztes...

ich verzeihen", fuhr sie fort, "wenn du was aus der Geschichte lernen und es deinen Kindern weitergeben würdest..."

Der Teufel Die "Glühende Kammer" nannte sich der Gerichtshof vor dem zur Zeit Ludwigs XIV. die Giftmörderinnen und Teufelsbeschwörer...